

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Galgenholz.

(Mit einer Abbildung.)

Sich dem Publikum selber vorzustellen, ist an sich eine gefährliche und delikate Sache. Aber man kommt darum nicht herum, wenn der Verfasser zugleich entweder der Held oder doch einer der Hauptfiguren der Erzählung ist. Und das ist mein Fall, weshalb ich mich befehligen werde, ebenso bescheiden als kurz damit zu sein. Ich heiße Willy O'Brien und bin Major in der Armee der amerikanischen Verbündeten. Soeben bin ich von einem langen Feldzug auf Cuba und den Philippinen zurückgekommen. Ich näherte mich den Dreißig, habe noch meine sämtlichen Zähne und einen großen Teil meiner Haare. Ich bin etwas über mittelgroß, meine körperliche Erscheinung ist nach dem Gutachten meiner Großmutter nicht übel, und dem entspricht das Moralische; wie alle, in deren Adern viel dickes Blut fließt, bin ich braun von Farbe. Ohne gerade Millionär zu sein, bin ich leidlich begütert. Von früher Jugend auf verwaisst, wurde ich durch meine Großmutter liebevoll erzogen, Madame Marie de Beauregard, eine Kreolin aus Louisiana. Ich bin mit meinem Portrait glücklicherweise schon am Ende, denn eben läßt mich meine Großmutter dringlich zu sich bitten.

Die Unterhaltung war ernster Natur, wie die nächste Folge ergab. Denn 48 Stunden später verließ ich mein liebes Heimatland Virginien, um den großen Pazific zu besteigen und nach den Ufern des Missouri zu fahren. Ich war davongegangen, wie ein Hund, den man fortpeitscht, mit der festen Absicht, nichts von dem Programm auszuführen, das mir die Großmutter aufgedrungen hatte. Dieses Programm forderte den Besuch bei einem ihrer Bettern und Jugendfreunde, den hochwohlgeborenen E. de Saint-Julien, einen alten Offizier, der aus Neu-Kaledonien stammte. Dieser alte Edelmann, Besitzer einer mäch-

tigen Viehweide, genannt „Ranch“, an den Ufern des Missouri, lebte mit seiner Enkelin inmitten seiner Herden, d. h. von mindestens zwanzigtausend Stück Vieh, und einer ganzen Armee von „Cowboys“, wie die Kuhhirten dort heißen. Nach allerhöchstem Befehl und einer alten Verabredung der beiden Jugendfreunde sollte ich die Hand des Fräuleins so zusagen im Sturmschritt, ohne Zeitverlust erobern, durch die jüngste Schwester der Großmutter, durch Tante Edith, auf deren Haupt der achtundsechzigste Winter die schönen schwarzen Haarwellen kaum angegraut hatte, war ich gegen Miß de Saint-Julien etwas voreingenommen. Als ein Mannweib schilderte sie dieselbe, mit Ausnahme der Mahlzeiten immer zu Pferd; ihr liebster Zeitvertreib sollte darin bestehen, mit dem Revolver Eier vom Kopf der Cowboys ihres Großvaters herabzuschießen.

In Omaha-City erstand ich ein gutes Pferd und weiches Sattelzeug, denn bald sollte ich in die prairiehafte Region der großen Zuchtweiden kommen, wo groß und klein nur noch auf dem Rücken der Pferde lebt. Von Buffalo-Creek, der letzten Station der Pacific-Bahn hatte ich noch 60 Meilen zu reiten bis zum Ranch von Saint-Julien, wie mir die Leute an der Station versicherten. Ich nahm also meinen Gaul zwischen die Beine, und fortging nach Saint-Julien. Von einem eigentlichen Weg konnte man kaum reden. Vor mir sah ich in der Prairie nur die Spuren von Karrenrädern und Pferdehufen; das war die ganze Straße.

Ich war schon lange Stunden unterwegs, ohne auch nur eine Ahnung eines Ranchs zu Gesicht zu bekommen. Unabsehbar dehnte sich vor meinen Augen die Prairie. Armliches Gestrüpp war darin die einzige Abwechslung. Ich hatte mich ohne Zweifel verirrt. Die Sonne stand im Zenith und versengte uns förmlich mit ihren Strahlen; wir konnten es

kaum mehr aushalten. Zum Glück ging jetzt die Spur durch ein ziemlich dichtes Gehölz. Ich lenkte das Pferd da hinein, zäumte es ab, und ließ es vor einem guten Grasplatz halten. Im Schatten sitzend, war ich entschlossen, mit der Weiterreise zu warten, bis die größte Hitze vorbei war. Ich suchte in meinen Taschen und fand darin, was ich zu einem frugalen aber ausreichenden Mahle brauchte. Noch ein Schluck Wiskey, dann eine Zigarette, und schon lag ich mit dem Kopf auf dem Sattel, unterwegs im Feenreich der Träume . . . Ich träumte, Miß de Saint-Julien schloß mir mit dem Revolver Eier vom Kopf weg. Selbst im Traume ist das kein beruhigendes Bild! Bang, Bang! trachte ein Ei nach dem andern auf meinem Schädel. Welch schreckliches Alpdrücken! „Bang, pang!“ Ich sprang plötzlich auf. Aber was war das? Ich träumte gar nicht, ich hörte in Wirklichkeit Flintenschüsse und dazwischen Pferdegalopp! Spornträchtig rannte ich an den Waldesfaum und gewahrte vor mir eine jugendliche Reiterin, die vornübergebeugt auf einem Mustang dahinslog, verfolgt vom Feuer eines Banditen mit geschwärztem Gesicht. Im Lauf schoß dieser seinen Revolver ab, zum Glück ohne zu treffen. Aber im selben Augenblick kam ein zweiter Bösewicht, ebenfalls mit geschwärztem Gesicht, von der andern Seite hergelaufen und sprang dem Pferd in die Bügel. Doch schlug die Reiterin mit dem Revolver, den sie am Lauf hielt, kräftig gegen den Gesellen, der, in die Schläfe getroffen, rücklings taumelte und dann aufs Gesicht ins Gras fiel. Ich selber war, meinen Reitstock mit dem Bleiknopf schwingend, auf den ersten Angreifer zugerannt. Mit dem Riemen daran traf ich seine Hand, so daß ihm der Revolver, den er eben wieder laden wollte, entfiel. Zugleich griff er aber im Gürtel nach dem Dolch mit einer nadselsharfen Spitze, und stach mich in den Arm. Ich fühlte den Stoß, aber keinen Schmerz. Ich gab ihm eins mit verkehrter Hand, daß er Nase und Kinn zusammenbrachte, der Hut flog wohl zwanzig Schritt weg, der Bandit selber rollte am Boden. Jetzt hörte ich die Stimme des Mädchens: „Nur drauf, ich helfe Euch!“ Aber schon war es getan. Der Feind rührte sich nicht mehr, doch glaubte ich, das sei nur Verstellung und hielt

den Revolver im Anschlag, im Zweifel, ob ich ihn nicht zum Kukuck schießen sollte, als eine Hand meinen Arm berührte. Ein reizendes Mädchen, kaum zwanzigjährig, hochblond, im westindischen Reitanzug, der ihr außerordentlich gut stand, hielt neben mir. Die Reiterin war abgestiegen. „Laßt den elenden Rosßdieb!“ sagte sie, „er ist keinen Schuß Pulver wert! Der Scherif wird ihn schon finden, und seinen Spießgesellen auch. Nehmt ihnen nur die Waffen weg und bindet sie mit meinem Lasso!“ Ich suchte den beiden Männern die Kleider aus, die sich nicht rührten, band sie fest an Armen und Füßen, nahm ihre Waffen an mich und holte dann mein Pferd heran, das ich schnell gefattelt und gezäumt hatte. Ich schickte mich an, meiner Zufallsgefährtin den Steigbügel zu halten und dann selber aufzuspringen, als sie mir ihre Hand, eine nach der Mode der Prairie mit verzierten Handschuhen bedeckte Hand, entgegenstreckte und fragte: „Wem habe ich die Ehre aufs herzlichste für sein mutiges Dazwischentreten zu danken, der mir das Leben gerettet hat?“ „Major O'Brien“, erwiderte ich, „gehorsamster Diener, ganz in Bewunderung Ihrer Tapferkeit!“

Beim Nennen meines Namens glaubte ich auf den Zügen der Dame eine Bewegung des Erstaunens zu bemerken. Und da durchquerte mit Blitzesschnelle ein Gedanke mein Hirn. War diese entzückende Erscheinung am Ende gar das Mannweib von Tante Edith? Nein, das war unmöglich. In der Tat begann sie wieder mit einem entzückenden Lächeln: „Sie sind Major O'Brien, ein Edelmann durch und durch. Ihre Dienerin heißt Arabella Brown. Mein Großvater ist Ranchbesitzer in der Nähe von Silver-Creek.“ Und mit einem schalkhaften Seitenblick fuhr sie fort: „Wäre es indiskret, zu fragen, wohin Sie sich zu wenden gedenken? Jetzt sind Sie auf der Fährte von Silver-Creek. Die Farm liegt 6 Meilen von hier entfernt, und sonst wüßte ich keine Viehherden in der Runde, als in einer Entfernung von achtzig Meilen. Nach dem Bahnhof Buffalo-Creek, woher Sie kommen, wollen Sie doch sicherlich nicht?“ „Miß Brown“, erwiderte ich etwas verwirrt, „ich hatte gedacht, heute nach dem Ranch eines Veters, des Mister de Saint-Julien, zu kom-

men,
aber
gesich
bella
reihe
schein
Major
Saint
etwa
Nehn
Creek
es fre
welch
Er is
als I
mitge
seiner
word
vergr
gut v
verpf
und a
zum
in all
einer
zuma
hinre
Freu
ich in
Miß
Yard
boys
meiste
hatter
Stati
ritten
Begr
belle
In t
kömm
dann
Haus
Dien
behan
Fami
war.
weil
Rand
Rosß
Pferd

men, den ich übrigens gar nicht kenne, der aber zu Ihren Nachbarn gehören muß!" Angesichts solcher Harmlosigkeit brach Miß Arabella in helles Lachen aus, das die Perlenreihe ihrer Zähne erst recht entdeckte: „Sie scheinen es dann aber nicht sehr eilig zu haben, Major O'Brien, denn Sie haben den Ranch Saint-Julien längst im Rücken gelassen, der etwa 120 Meilen von hier gen Osten liegt. Nehmen Sie die Einladung nach Silver-Creek an, im Namen meines Großpapas, den es freuen würde, den Mann kennen zu lernen, welcher seiner Enkelin das Leben gerettet hat. Er ist ein alter Soldat. Oberst Brown hatte als Jüngling schon den Feldzug von Mexiko mitgemacht und dann den Sezessionskrieg. In seinen alten Tagen ist er nun Viehzüchter geworden, um seiner Enkelin das Vermögen zu vergrößern. Sie würden sich miteinander sehr gut verstehen. Und dann müßten sie sich doch verpflichtet fühlen, Ihr Werk zu vollenden, und als galanter Ritter die befreite Prinzessin zum König, ihrem Vater, heimbringen, wie es in allen Ritterromanen steht!" Wie hätte ich einer solchen Einladung widerstehen sollen, zumal die Diana, von der sie ausging, von hinreißender Schönheit war? Mit größter Freude nahm ich an, und mit einem Satz war ich im Sattel, und trabte an der Seite von Miß Arabella. Wir hatten noch keine hundert Yards zurückgelegt, als uns eine Schar Cowboy's begegnete, an deren Spitze der Hausmeister von Silver-Creek galoppierte. Sie hatten gerade eine große Viehherde an die Station von Buffalo Creek gebracht, und ritten schnurstracks zum Ranch zurück. Im Begriff ihnen entgegenzugehen, war Miß Arabella von den Rosßdieben angefallen worden. In kurzen Worten hatte die Miß die Ankömmlinge vom Vorgefallenen unterrichtet, dann stellte sie mir Mister Wilkie Lytton, den Hausmeister des Ranch's, vor. Lytton, ein im Dienst ergrauter Diener der Familie Brown, behandelte die Enkelin des Obersten mit einer Familiarität, die mit Ehrerbietung gemischt war. Er machte ihr väterliche Vorstellungen, weil sie sich ohne Begleitung so weit vom Ranch weggewagt hatte, wo doch alles von Rosßdieben wimmelte. Dann lenkte er sein Pferd auf mich zu und drückte mir die Hand

so fest, daß mir heiß vor den Augen wurde. „Beim Hercules, Major O'Brien, ich mache euch mein Kompliment, ich bin gedienter Soldat und habe die Tapfern gern!" Dann wandte er sich den Veritonen zu, indem er rief: „Holla! Jasper, Stony, Honey, Durdles, reitet spornstreichs auf das Galgenholz zu, und bringt mir die beiden Gauner herbei, tot oder lebendig!" Im selben Augenblick konstatierte ich, als ich die Zügel von der einen Hand in die andere nahm, daß mein linker Arm wie lahm und meine Hand ganz rot von Blut war. „Gott im Himmel, Sie sind ja verletzt!" schrie Miß Arabella auf, „rasch Wilkie, seht, was es ist!" Ich wollte mich zieren, indem ich sagte, es sei nichts. Aber da gab es keine Widerrede; mit eisernen Händen hatte mich Wilkie aus dem Sattel gehoben, ins Gras gesetzt, meines Jagdwamses entledigt, um dann rasch den Hemdärmel aufzuschneiden, wodurch meine Wunde sichtbar wurde. Der Dolch des Bösewichts hatte mir den Oberarm durch und durch gestochen. Miß Arabella legte mir den Verband an, den jeder Cowboy in der Pistolenhalfter bei sich trägt; sie tat es mit unvergleichlicher Zartheit und Sorgfalt. Die hübsche Krankenwärterin sah dabei etwas bleich aus, die soeben noch so beherzt und energisch gewesen und nun so ungemein frauenlich war!

Während ich meine Kleidung wieder zurecht machte, warf sie schnell einige Zeilen auf ein Papier, das sie einem Cowboy übergab, mit der Weisung es schnelligst dem Oberst Brown zu überbringen. Der Reiter steckte das Papier in seine Patronentasche und flog davon, wie der Wind. Dann saß ich wieder auf, und wir machten uns auf den Weg nach Silver-Creek. Die Wunde schmerzte nicht wenig, aber ich biß die Zähne zusammen um nichts merken zu lassen. . . Oberst Brown, war ein freundlicher alter Mann mit schneeweißem Bart. Er nahm mich auf wie einen alten Bekannten, nicht nur mit jener herzlichen Offenheit, mit der sich Militärs zu begrüßen pflegen, sondern mit Zeichen inniger Zuneigung. Ich hatte allerdings seiner Enkelin einen Dienst geleistet, der eine solche Aufnahme erklären mochte. Nach einem kleinen Imbiß führte man mich auf das Zimmer,

das für mich bereitet worden war. Ich war todmüde, und bald legte der Schlaf seine sanfte Hand auf meine Augenlider.

Des andern Morgens fand ich im Zimmer, das die frühen Strahlen erleuchteten, mein Gepäck, das der Hausmeister in Buffalo hatte holen lassen. Diese zarte Aufmerksamkeit ging mir sehr zu Herzen. Ohne gerade kokett zu sein, war es mir doch eine Genugthuung, am Tisch meiner liebenswürdigen Gastgeber als Gentleman erscheinen zu können. Beim ersten Frühstück erklärte mir der Oberst, ich müßte unbedingt einige Tage bleiben: „Ich möchte Sie etwas näher kennen lernen, junger Mann. Und dann wäre es nicht klug, so schnell wieder aufzubrechen, mit einem kranken Arm! Endlich, und das ist die Hauptsache, würden Sie in Saint-Julien niemand treffen, weder Ihren Vetter noch seine Enkelin. Beide sind auf mindestens acht Tage verreist.“ Ich ließ mich nicht lange bitten und schwelgte in den Genüssen von Capua. Die einzige Befürchtung war, mich wieder losreißen zu müssen. Jeder weitere Tag steigerte in mir den Abwillen vor dem Zwangsbesuch auf Saint-Julien und den Konsequenzen der Bekanntschaft mit jener Dame, welche von den Köpfen ihrer Cowboys Eier und zwischen ihren Zähnen Pfeifen wegschoß. Eines schönen Tags war ich mit Miß Arabella, flankiert von Wilke und zwei Cowboys, unterwegs nach einem Ranch der überwacht werden sollte. Ich wagte sie zu befragen über Saint-Julien, über dessen Bewohner und den mutmaßlichen Termin ihrer Rückkehr. „Ich werde Sie benachrichtigen.“ antwortete sie, „sobald sie zurück sind, meine Freundin wird mich es wissen lassen. Aber haben Sie es denn so eilig mit dem Besuch bei unsern Nachbarn? Und hat Miß de Beauregard Ihnen eine so kurze Zeit gelassen, um der Dame Ihr Herz anzubieten, daß Sie gezwungen sind, den Aufenthalt bei mir abzukürzen?“ Ich war verblüfft. Wie konnte Sie denn nur wissen?... Ohne Zweifel hatte das Pistolenweib, in Folge von unklugen Ruhmredereien der Großmutter, vor Miß Arabella einmal geprobt?... „Nein,“ erwiderte ich, „das ist es nicht. Um auf Silver-Creek zu wohnen, würde ich gern das Hemd des letzten der Cowboys anziehen und

sieben Jahre dem Doersten dienen, wie Jakob bei Laban. Wenn ich nach Saint-Julien gehen muß, so ist es sehr gegen meinen Willen, Miß Arabella, mit der geheimen Absicht, mich bei der ersten besten Gelegenheit auf englisch zu empfehlen. Aber übel oder wohl muß ich die Mission erfüllen, mit der mich meine ehrwürdige Großmutter betraut hat.“ Und ich erzählte der Miß, was ich von meiner Cousine wußte, nach dem Porträt, das Tante Edith von ihr entworfen hatte, ohne die Geschichte mit den Eiern, den Pfeifen und dem Revolver zu vergessen, sowie meinen Traum im Galgenholz. Zuerst mußte die Dame aus vollem Halse lachen, dann wurde sie plötzlich ernst, ein wenig melancholisch sogar, und schweig einen Augenblick. „Das Porträt, das Miß Edith von meiner Freundin entworfen hat,“ begann sie dann, „ist ziemlich übertrieben, was mich übrigens nicht wundert von einer Person, welche die Saint-Julien immer gehaßt hat!“ — „Aber, wie kommen Sie denn dazu, diese Einzelheit zu wissen, die mir selber unbekannt war?“ machte ich sehr erstaunt. „Zwischen jungen Mädchen gibt es keine Geheimnisse,“ erklärte Miß Arabella auf deren Lippen sich wieder ein Lächeln stahl, „und namentlich hält ihre Cousine, die meine beste Freundin ist, nichts vor mir geheim.“

Alzurath vergingen mir die Tage, und gern hätte ich den Zeiger der unerbittlichen Zeitenuhr zurückgehalten. Es wurde mir förmlich bange, wenn ich daran dachte, daß ich Silver-Creek einmal verlassen mußte. Ich ging ernstlich mit mir zu Räte und mußte feststellen, daß mein Herz durch und durch gestochen war: ich war sterblich verliebt in diese Vision, die ich nicht verblasen lassen wollte, ich war von Amors Zauberstab berührt. Und zugleich hatte ich auch den heldenmütigen Entschluß gefaßt, mich vor meinem Abschied zu erklären, und meinen Besuch auf Saint-Julien ganz aufzugeben. Was wurde dann aus den Plänen meiner lieben Großmutter? Nur war ich über das eine nicht klar. Was würde wohl die Antwort dieses jungen Mädchens sein, das ich leidenschaftlich liebte, von der ich aber gar nicht wußte, welche Gefühle sie mit Bezug auf mich hegte? Gerade sann ich darüber nach, als mir ein Brief meiner Großmutter zu-
ina.



Die Reiterin schlug mit dem Revolver gegen den Gefellen.

der mich einigermaßen in Staunen setzte. Sie war vollständig auf dem Laufenden, was mich betraf, sie wußte, daß ich mich auf Silver-Creel aufhielt. Ja, sie bat mich sogar, ich möchte in ihrem Namen dem Obersten und seiner reizenden Enkelin danken für die Aufnahme, die sie ihrem lieben Soldaten hatten zu teil werden lassen. Sie meldete weiter, die Saint-Julien, durch welche sie über mein Tun und Lassen auf dem Laufenden gehalten wurde, wären in nächster Zeit, schon nach sieben Tagen, wieder auf ihrem Besitztum zurück, und freuten sich sehr, mich bei ihnen zu sehen. Ich fiel wie aus dem Wolke. Wer mochte nur meine Großmutter und die Saint-Julien so gut über mich so genau unterrichten? Denn ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich seit meiner Abreise von Virginien kein Lebenszeichen von mir gegeben hatte. Ich zeigte den Brief der Miß. Diese überflog ihn und gab ihn mir wieder mit den Worten zurück: „Das ist ja vorzüglich, Major O'Brien, es freut mich, daß Madame de Beaugard über das Schicksal ihres wortlaren Enkels wieder beruhigt ist. Sie wundern sich natürlich, daß ihre Großmutter über ihre glorreichen Taten so genau unterrichtet ist. Aber das Rätsel löst sich leicht. Die Königstochter von Silver-Creel wird ihrer Freundin auf Saint-Julien die Heldentaten des Königssohnes im Einzelnen erzählt haben, und Miß de Saint-Julien wird die Einzelheiten ihrerseits an Madame de Beaugard weiter gemeldet haben, das ist das ganze Geheimnis! Uebrigens wird Ihre Cousine ja in einer Woche zurück sein und Ihnen meine Vermutungen bestätigen können.“ Ich wollte widersprechen und erklären, daß ich nicht nach Saint-Julien gehen werde, was auch geschehen möge; aber diese sieben Tage Aufschub, die mir wie ein Geschenk vom Himmel fielen, beruhigten mein aufgeregtes Gemüt ein wenig. Bis dahin waren die Würfel gefallen und meine Liebeserklärung vom Stapel gelassen. Ein unvorhergesehenes Drama sollte alles aus dem Geleise bringen und sowohl meine Entschlüsse als auch die Ereignisse beschleunigen. Um das Folgende klar zu machen, muß ich etwas zurückgreifen. Wie erinnerlich, hatte Willie Litton nach dem Ueberfall im Salgen-

holz vier Cowboys an Ort und Stelle beordert, um die Rosßdiebe aufzugreifen und dem Sherif zu übergeben oder auch sofort zu lynchen. Sie entdeckten aber nur einen von den beiden Banditen, und zwar einen Toten; er war mit dem Strick, mit dem ihm die Füße gefesselt waren, erwürgt worden. Wir vermuteten, der andere sei durch zufällig hinzugekommene Spießgesellen befreit, dieser aber exekutiert worden, wohl weil man ihn nicht fortschaffen konnte, und weil nun verhindert werden sollte, daß er vor dem Richter spräche. Weiter schien nichts zu machen. Aber Willie Lytton war nun nicht der Mann, der sich von seinem Plan abbringen ließ; ohne jemanden was zu sagen, verfolgte er fortgesetzt eine Spur. Wiederholt hatte er mich ausgefragt über den Menschen, mit dem ich ins Gebränge gekommen war; namentlich wollte er erfahren, was mir an ihm etwa auffällig erscheinen konnte, denn es war bisher nicht möglich gewesen, die Identität des Erwürgten festzustellen. Ich hatte bemerkt, daß mein Gegner sein Gesicht nicht so vollständig geschwärzt hatte, wie der andere. Der Ruß war schlecht verteilt und ließ am linken Ohr einen Leberfleck durchscheinen, dessen Rote sich auf dem Rußschwarz abhob. Außerdem hatte der Kerl einen ganz spezifischen penetranten Geruch an sich, wie er den Leuten eigen ist, die in Bodställen zu tun haben. Drei Tage vor dem Datum meines offiziellen Abschieds begaben wir uns, der Oberst, Miß Arabella, der Hausmeister und ich, zu einer großen Versammlung von Rinderhirten, am Tag, wo die Tiere alljährlich markiert wurden. Das sind allemal Gelegenheiten zu Festen und Schwelgereien für die Zentauren, wie es die Cowboys sind. Zugleich wird auch Revue über das Gesinde abgenommen oder welches engagiert. Während man das Vieh zeichnete, nahm mich Willie auf die Seite und raunte mir zu: „Während das Dienstpersonal aus unsern Ställen vorbeizieht und die Viehtreiber mir Rechnung ablegen, sehen Sie sich den Mann an, wenn ich Ihnen ein Zeichen mache.“ Während also die Ochsen- und Ziegenhirten an die Reihe kamen, trat ich zu Miß Arabella hin. Ich sah das Zeichen von Willie und auch den bezeichneten Mann. Er hatte auf der Nase die Spur

eines heftigen
ment. A
ich über
ist der B
auf ihn z
Der war
legte auf
die liebe
sich zwis
worsen k
vorbei:
die Schu
teuerste
„Nein, b
ein Riß
wunde!“
Brown
alte Litta
da er au
auf dem
beschwich
auf, Ma
es Ihne
vergolter
getan h
aber wa
Fäusten
worden,
blutiger
Holz gez
fahren,
und dar
Lynch an
Wenn
mich nac
halten. I
bella im
machte
Form?
noch wei
erinnere
hatte, e
mir nich
und ihr
Wasser.
mehr ve
so süß
„Willie
Ihrer l
es Sie

eines heftigen Streichs mit stumpfem Instrument. Kein Zweifel konnte mehr bestehen, als ich über dem Ohr den Leberfleck sah. „Das ist der Bandit!“ rief ich aus, indem ich direkt auf ihn zulief, um ihn am Kragen zu packen. Der war aber früher aufgestanden als ich und legte auf mich an. „Achtung, Willy!“ ließ sich die liebe Stimme Arabellas vernehmen, die sich zwischen mich und den Ochsenhirten geworfen hatte. Eine Kugel pfliff mir am Ohr vorbei: Ich sah, wie die Dame die Hand an die Schulter brachte. „Sind Sie verwundet, teuerste Arabella?“ fragte ich in Todesängsten. „Nein, beruhigen Sie sich, es ist nichts. Nur ein Riß im Kleid, höchstens eine Quetschwunde!“ Frauen umringten alsobald Miß Brown und untersuchten die Wunde. Der alte Litton legte selber den Verband an. Und da er aus meiner Erregung herauslas, was auf dem Grunde meines Herzens vorging, beschwichtigte er mich: „Regen Sie sich nicht auf, Major O'Brien, es ist nichts, ich schwöre es Ihnen, das Mädel hat Ihnen jetzt nur vergolten, was Sie beim Galgenholz für sie getan haben, das ist alles.“ Der Viehtreiber aber war im selben Augenblick von hundert Fäusten gepackt und dermaßen verarbeitet worden, daß er aussah wie ein großes Stück blutiger Watte. Dann wurde er auf einer aus Holz gezimmerten Schleife zum Wäldchen gefahren, an den Schauplatz seines Attentats, und dann nach dem Spruch des Richters Lynch an einem soliden Ast aufgeknüpft.

Wenn ich bis dahin gezügert hatte, so konnte mich nach diesem Vorfall nichts mehr zurückhalten. Am andern Morgen, als ich mit Arabella im Vorzimmer zufällig allein war, machte ich meine Erklärung. In welcher Form? Man soll mich hängen, wenn ich es noch weiß, so sehr war ich in Aufregung. Ich erinnere mich nur, daß ich ihre Hand gefaßt hatte, ein liebes kleines Händchen, das sich mir nicht entzog. Arabella hörte mir ernst zu, und ihre großen Augen, sonst so hell, zogen Wasser. Als ich dann meine Stimme nicht mehr vernahm, hörte ich Arabellas Stimme, so süß wie die eines Schmeckelkästchens: „Willy,“ sagte sie, „vor allem müssen Sie Ihrer lieben Großmutter gehorchen, so schwer es Sie auch ankommen mag. Morgen gehn

Sie nach Saint-Julien, die Herrschaft wird Sie erwarten. Wenn Sie nach der Unterredung mit Ihrer Cousine noch bei den Gefühlen beharren, die Sie mir soeben kundgegeben haben, wenn Sie Ihre Geständnisse von heute wiederholen, dann, Willy, will ich Ihnen antworten.“ — „Was aber werden Sie mir antworten, liebste Arabella?“ — „Ja, Willy,“ erwiderte sie heiter lächelnd, „was ich Ihnen antworten werde, ist mein Geheimniß. Uebrigens — damit Sie Mut bekommen, und weil Großpapa und ich den Saint-Julien einen Besuch schuldig sind, gehen wir mit Ihnen.“ Darauf verduftete die anmutige Amazone mit der Grazie eines Vögeleins, und ich blieb zurück, bald überglücklich, bald ängstlich, jedenfalls aber bis über die Ohren verliebt. Bis zum Augenblick des Abschieds, der bei Tagesanbruch stattfand, konnte ich mit Arabella nicht mehr zusammen treffen. Der alte Oberst war ausgelassen wie der Fink im Hanssamen, es regnete nur so von Witzen und Anspielungen. Mit jugendlicher Frische kletterte er auf ein engsitziges Fuhrwerk, mit Arabella, welche die zwei hintereinander gespannten Pferde lenkte. Ich ritt rechts danebenher, Wilkie links, und hinter uns folgten fünf prächtig geschmückte Cowboys auf ihren flinken Pferden. So durchmaßen wir in zwei Etappen eine Strecke von hundertzwanzig Meilen, die zwischen Silver Creel und Saint-Julien lag. Bei Sonnenuntergang wurden wir des Häuserkomplexes ansichtig. Unsere Freunde bogen hier rechts, wobei mir Arabella ein „Auf bald!“ zurief, das meinem Herzen sehr wohl tat. Von Wilkie geführt, sprang ich ab vor dem Haupteingang des Wohnhauses. Ein Neger sorgte für mein Pferd, Wilkie drückte mir die Hand, und auch er raunte mir ein „Auf bald!“ zu. Jetzt ging die Türe auf, und eine höfliche Mulattin führte mich in ein prächtiges Sprechzimmer. „Euer Hochwohlgeboren mögen Platz nehmen, Miß de Saint-Julien wird sofort erscheinen.“ Ich wartete geraume Zeit und durchblätterte nervös eine Reihe illustrierter Zeitschriften, die da auf den Tischen zerstreut lagen. Endlich ging im Hintergrund eine Türe auf, ich hörte Seide rauschen. In einer kostbaren Abendtoilette

lam eine entzückende junge Dame auf mich zu, schön wie Arabella, blond wie sie, und streckte mir die Hände entgegen: „Nun, Vetter Willy, sind Sie gewillt, Ihrer Cousine Arabella de Saint-Julien das zu wiederholen, was Sie vordem Miß Arabella Brown gesagt haben?“ Es war Arabella selber! Einen Moment wankte ich auf den Füßen, so unerwartet war mir das gekommen. Aber sofort hatte ich das Gleichgewicht wieder gefunden, ich ergriff die mir dargebotenen Hände und zog mein Liebstes an meine Brust. „Siehst du?“ sagte Arabella einige Augenblicke später, „es ist die Vorsehung, lieber Willy, die dich vom Wege abgebracht hat, damit du mir das Leben retten konntest. Bis dahin konnte ich nichts für das, was geschah, aber dann begann mein Spiel. Ich wußte, warum du herkommst, ich kannte das Urteil der Tante Edith über mich, und wollte von mir aus geliebt werden, nicht etwa auf Kommando deiner lieben Großmutter. Allerdings muß ich gestehen, daß ich mich auch in der eigenen Falle gefangen habe, denn ich glaube, ich habe dich sofort lieb gehabt. Alles stand mir zur Seite gegen dich: Großpapa, deine Großmutter, Willie und sogar unser Kreolename Brun de Saint-Julien, woraus die Leute im Westen einfach „Braun“ machten, und nur unter diesem Namen sind wir hier bekannt. Saint-Julien zeigt ihnen nur den Besty an, wie Silver-Creel. Hast du jetzt noch Angst vor dem Fräulein, das mit dem Revolver Eier von den Köpfen wegschleßt?“ schloß sie lachend. „Oh nein, Liebste,“ gab ich zur Antwort, „mein Traum aus dem Galgenholz endet im Paradies!“ Während ich noch die niedlichen Händchen, die ich nicht mehr losgelassen hatte, mit Küffen bedeckte, ließ sich eine Stimme hören. Es war der Oberst: „Wo steckt ihr denn Kinder? Ich habe einen Krokodilhunger!... Hat sich denn alles verspätet heute?“ Und die heitere Figur des alten Kriegers, in Schwarz gekleidet, eine Blume im Knopfloch, erschien im Türrahmen. Er umarmte uns beide. „Seht euch schnell umkleiden,“ sagte er dann, „Willie und die andern Gäste sind schon bereit zum — Verlobungessen!...“

Manchmal bergen alte Sprüche eine Wahr-

heit. Ein Stück vom Strick eines Vegeten soll Glück bringen. Mir hat das Galgenholz Glück gebracht. Ich glaubte meiner Großmutter ungehorsam zu sein, und erfüllte nur ihren innigsten Wunsch. Ich wollte dem Fräulein entgehen, welche vom Kopf der Cowboys ihres Großvaters Eier herabschoß, und ich habe die liebste Gefährtin des Lebens aus ihr gemacht!

Ja, der Mensch denkt's und Gott lenkt's, zum besten!
Toby Newcome.

Die Rache.

(Mit einer großen Abbildung.)

Wenn wir aus dem Dickicht des Birkenwaldes heraustreten, wird rechter Hand die Landstraße von Alberschweiler nach Saarburg sichtbar. Sie folgt getreu den Vogelinien, die hier die Saar beschreibt. Straße und Wasserlauf kommen vom Wasgau herab, dessen letzte Ausläufer am Waldbrand in die Ebene übergehen. Beide gehen zusammen, wie zwei gute Freunde, und streben nach dem Flachland. Zur Linken schneidet ein Fußpfad das Wiesengelände, der 2 km weiter in einen Hof mündet, genannt „der Reiherhof“, der zugleich einer Meierei und einer Fabrik ähnlich sieht. Es ist die Wohnung, die Sägemühle und der Lagerplatz von Holzhändlern, der Gebrüder Duguay. Haus und Nebengebäude liegen dicht am Wasser, über welches eine rohgezimmerte Brücke führt. Etwa 300 m flussaufwärts, auf der andern Seite des Wassers, hebt sich, mit weißen Mauern und hellroten Ziegeln auf dem Hintergrund eines mit Ginsterblüten bedeckten Hügel, die Mühle ab. Endlich gewahrt man, wie in einem Nest gut geborgen, hinter Gartengebüsch den malerischen Weiler des Granges, der sich rings um den altromanischen Bau lagert, der ihm als Kirche dient. So stellt sich diese Ecke Lothringens unsern Augen dar im Jahre des Heils 1840.

Es war um die Mittagsstunde, soeben hatte die Abendglocke zum Gebet geläutet. Allenthalben schien sich die Natur auszuruhen im Sonnenbrand eines Junitags, als drei Män-

ner, zwei Jäger und ein Arbeiter, der Instrumente zum Graben trug, aus dem Wald heraus traten und einer hinter dem andern den Fußpfad begingen. An der Spitze schritt eine stattliche Gestalt einher, etwa dreißigjährig, der Typus des lothringischen Grenzbewohners. Der leichte Gang, die robusten Muskeln, deren Spiel sich unter der dünnen Jagdblouse verriet, zeugten von der kraftstrotzenden Gesundheit, wie sie das Leben im Freien verleiht. Es war Pierre Duguay. Ihm folgte direkt auf den Fersen, mit etwas hinkendem Gang, sein Teilhaber. Aber der sah schwächlich drein, wie das verkleinerte Konterfei des andern. Dies war Toni Duguay, Pierres Zwillingbruder. Ein schwerer Unfall hatte dessen Wachstum in der frühen Jugend behindert. Geistig bestand indessen kein Unterschied zwischen den Brüdern: beide hatten ein gutes Herz, dieselbe Energie und die gleiche Intelligenz. Alle drei kamen mit leeren Taschen von der Dachsjagd heim, ihr Appetit war nur um so größer. Angesichts des Reiterhofes entfernte sich der Arbeiter, die Brüder setzten allein den Weg fort. Bald erreichten sie die Mauer; sie gingen durch das große Tor und durchquerten den Hof. Dann mußten sie eine hohe Treppe emporsteigen, um in die Vorhalle des Gebäudes zu kommen, das ihnen zur Wohnung diente. Erstaunt, weil niemand sich hören ließ, machten sich beide durch Rufe bemerkbar. „Marie!“ rief Pierre. „Ist niemand da?“ rief Toni. Aber weder die Hausfrau noch die Magd ließ sich vernehmen. Der Reiterhof schien verlassen von unten bis oben. In der Küche war der Herd kalt, im Esszimmer der Tisch leer, ohne jegliche Vorbereitung. Und auch von Zephir, vom taubstummen Zephir, war nichts zu sehen. Pierre lief in der Bestürzung zum Stall hinunter. Die Stallmagd kam gerade heraus, aber sie wußte von nichts. Nun verließen alle drei das Haus, um auf Rundschaft auszugehen. „Geh du rasch ins Dorf!“ sagte Pierre zu Toni, „ich gehe zu Helene in die Mühle“. So hieß ihre Schwester. In diesem Augenblick guckt hinter einer Hecke ein neugieriges Gesicht hervor. Es ist die Gänsemagd aus dem Dorf. Sie hatte wohl einen Teil des Gesprächs erlauscht, denn ungefragt erklärt sie: „Ihr sucht wohl die gnädige Frau, nicht?

Man ist sie holen kommen aus der Mühle. Sie ist dort mit der Magd. Ihr hättet sehen sollen, wie die gelaufen sind! Es muß dort was passiert sein!“ Zugleich kam, atemlos, hochrot im Gesicht, pustend, zitternd vor Erregung, Zephir, der Taubstumme, ein Enterbter der Menschheit. Er gestikuliert mit den Händen wie der Zeichentelegraph, und unartikuliert Laute kamen aus seiner Kehle heraus. Er fuhr mit diesen Gebärden fort, als er vor den Brüdern stand und war sichtlich bestrebt, eine Szene vorzumimen, die ihm Entsetzen verursacht hatte. Er tat, als ob er eine Flinte an die Wache legte, dann ließ er sich fallen und spielte den Toten. Er wollte die Szene wiederholen, aber Pierre packte ihn am Arm. „Machen wir, daß wir fortkommen!“ gebot Toni mit ersticker Stimme. „Da ist sicher ein Unglück passiert!“ Die Brüder machten Lauschschritt, Zephir hinter ihnen her, der in seiner Erregung immer wieder Zeichen machte. In der Mühle fanden sie alles drunter und drüber, denn dort hatte der Tod Einzug gehalten. In der großen Stube im Erdgeschos staute sich die Menge. Hier lag ein Toter, schon ganz starr, auf der Bahre. Es war der Hausherr selber, Francois Conrad. An der Seite klopfte die Wunde, durch welche das Leben entflohen war. Marie Duguay, Pierres Gattin, wollte ihre Schwägerin mit sich fortziehen, um ihr, wenn auch nur für einige Augenblicke, dieses furchtbare Schauspiel zu ersparen. Diese lag, halb wahnstinnig und beläut, über der Leiche ihres Mannes, die sie konvulsivisch umarmte, und stieß markerschütternde Schreie aus. Schließlich fiel die Unglückliche ganz in Ohnmacht, und es kostete Mühe, um sie aus dieser Lage zu befreien, da ihre Hände fast mit der Leiche starr geworden waren.

Was für ein Drama hatte sich denn hier abgespielt? Pierre und Toni hatten rechts und links gefragt, aber inmitten des allgemeinen Trubels hatten sie nur wirre Antworten erhalten können. Endlich erzählte ihnen Sylvester Conrad, der ältere Bruder des Opfers, folgendes: „Ich wußte, daß die Wildsau, welche die Kartoffelfelder verwüstete, gegenüber dem Gemeindewald im Holzschlag nistete, und hat meinen Bruder, mit mir das Tier zu umgeben und dessen Fußspuren auf-

zuzuchen, denn über Nacht hatte sie der Regen unsichtbar gemacht. Wir gingen ziemlich früh weg, in Begleitung von Zephir. Dieser war just mit einem Auftrag zur Mühle gekommen, und François überließ ihm die Sorge um das Essen, das wir im Walde einnehmen wollten. Am Holzschlag angekommen, machte ich Zephir ein Zeichen, beim Korbe mit dem Essen stehen zu bleiben. Um das Tier zu umgehen, mußte jede Richtung untersucht werden, zwischen denen dieser Teil des Gehölzes lag. Wir trennten uns also, François und ich. Ich war ungefähr 20 Minuten gegangen, als ich einen Flintenschuß hörte. Das mußte die Sau sein, die François angeschossen hatte, dachte ich. Um zu ihm zu gelangen, ging ich durch den Schlag direkt auf den Knall los, indem ich von Zeit zu Zeit rief, um die Aufmerksamkeit des Brubers zu erregen. Da er aber nicht antwortete, schloß ich, er sei hinter dem Wildschwein her, das er wohl verletzt hatte. Als ich aber in die große Lichtung kam, sah ich zu meiner größten Verblüffung meinen unglücklichen Bruder im Blute schwimmen. Er gab kein Lebenszeichen mehr, seine Hand krampfte sich um den Flintenlauf zusammen, während sich der Kolben in einem Stechpalmengestrüpp verfangen hatte. Er war als Opfer seiner Unklugheit gestorben. Die Lage, in der ich ihn fand, zeigte ohne Zweifel, daß er mit dem Kolben einige Zweige entfernen wollte, die ihm die Aussicht versperrten, wobei der Hahn zuschnappte, was ihm die Kugel durch Nieren und Leber jagte. Der Tod mußte sofort eingetreten sein."

So erzählte Sylvester mit Tränen in der Stimme. Aber Pierre und Toni hatten denselben Eindruck: das Mienenspiel des Erzählers harmonierte nicht mit seinen Worten, es war da ein falscher Ton drin.

Gegen Abend zogen die beiden Brüder sich zurück. Sie ließen Madame Duguy bei ihrer Schwägerin, deren beunruhigender Zustand unbedingt der Pflege einer ergebenen Frau bedurfte. Sie waren so vorsichtig gewesen, sofort die Kinder nach dem Reitherhof zu bringen, d. h. die kleine Colette, die einzige Tochter ihrer Schwester, und Zephir, dessen Platz in der Tat nicht inmitten dieser schmerzlichen und unheimlichen Erregung sein konnte. Co-

lette war ein reizendes Kind von 5 Jahren, noch ganz unbewußt des Unglücks, das es betroffen hatte; es nahm treuherzig die Hand seines Freundes Zephir, und unter dem Schutz der alten Magd begab sie sich hüpfend und plaudernd auf den Weg zu seinen Onkeln.

* * *

Ehe wir weiter gehen, müssen wir zurückgreifen im Interesse der Klarheit über einzelne der Personen, deren Rollen wir bisher kennen lernten, und der Entwicklung des Dramas. Die Gebrüder Duguy hatten ihr blühendes Gehöft von ihren Eltern ererbt. Helene Duguy, das älteste Kind, hatte den reichen Müller François Conrad geheiratet; sie verließ also den Reitherhof, von dem aber ihre neue Wohnung nur durch die Brücke über die Saar getrennt war. Auch Pierre verheiratete sich mit einem ausgezeichneten, gutherzigen Mädchen namens Marie Pettidier, die ihm stets eine vorzügliche Gefährtin war. Aber zu ihrem größten Bedauern war die Wiege, die sie bereit gestellt hatten, leer geblieben. Toni seinerseits blieb unverbeßlicher Junggeselle. Was endlich Zephir betrifft, so ist die Art und Weise, wie er mit der Familie Duguy zusammenkam, schon mehr ein Roman. Eines schönen Tages, es mochten 13 Jahre her sein, am 26. August, ging ein altes Bettelweib, das sich von den Almosen aus dem Dorfe nährte, mit dem Sack auf dem Rücken ihres Wegs auf der Landstraße nach Saarburg. Es war die Witwe von Jean Ribaud, eines Veteranen aus der napoleonischen Zeit. Ehe sie nach Mittingen kam, zum letzten Dorf vor Saarburg, sah sie am Straßenrand auf dem Felde die Reste eines soeben von Zigeunern oder Pfannensflickern verlassenen Lagers. Es war eine buntenbunte Masse von wertlosen Dingen, aber darunter konnte der Armut noch manches von Nutzen sein. Aber da fiel ihr Blick auf etwas, das ihr seltsam erschien. Zwischen einem eingeschlagenen Kochtopf und einer bodenlosen Pfanne bewegte sich ein Paß Lumpen, aus dem erstickte Laute vernehmbar wurden. Die Bettlerin trat der Sache näher und kehrte die Fegen auseinander. Da erschien vor den erstaunten Augen der Alten ein winziges, krappelndes Wesen. Ein

hübsch
roten
die F
Leibe
nate
einan
nahm
ein S
neten
zu lä
Fund
Man
Mair
Klein
Bettl
dem
ein.
26. A
bloß
herau
wenn
ihn d
ging,
war o
gung
was r
gene
ledigl
Mimi
auch
Straß
Kinde
W
die B
zitter
auf d
Am fr
Fami
und d
wär
lassen
Haus
er best
möglich
hof od
Leiden
die sic
Bettl
Colett
die To

hübsches Baby, ein schlauweiser Knabe, mit roten Wangen und gar nicht gebräunt, steckte die Fäustchen ins Mündchen und schrie aus Leibeskräften. Das Kind konnte 10 bis 11 Monate zählen. Was tun? „Die Bettler lieben einander“, sagt das Sprichwort. Die Alte nahm den Kleinen in die Arme und gab ihm ein Stückchen Zucker zum Lutschen. Da tröneten die Tränen rasch, und das Kind begann zu lächeln. Darauf wickelte die Bettlerin den Fund sachte in ein Ende ihres schmutzigen Mantels und ging dem Dorfe zu. Was der Maire auch tat, um zu erfahren, wem der Kleine gehörte, blieb ohne Erfolg, und die Bettlerin behielt ihn. Man schrieb ihn unter dem Namen „Zephirinus“ ins Landesregister ein. Das ist ein Heiliger, dessen Fest auf den 26. August fällt. Der Kürze halber sagt man bloß „Zephir“. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß Zephir taubstumm war. „Und wenn auch“, sagte das Bettelweib, „ich behalt' ihn doch!“ Und so zog sie ihn auf so gut es ging, d. h. mit Hilfe von Almosen. Das Kind war außerordentlich intelligent. Eine Bewegung der Lippen genügte, damit er verstand, was man von ihm wollte. Aber um seine eigenen Gedanken auszudrücken, stand ihm lediglich eine mehr oder minder beißendliche Mimik zu Gebote. Er aber, der das Brot auch den kleinsten Vögeln gibt, hatte einen Strahl des Lichts in diese Seele gesandt. Des Kindes Herz war edel.

Während einer finstern Winternacht starb die Bettlerin, den Achsjährigen zurücklassend, zitternd im Frost, unter dem Schnee, der ihn auf die halbnackten, schwachen Schultern fiel. Am frühen Morgen stand er an der Tür der Familie Duguay. Die Tür wurde weit aufgetan, und der Kleine konnte in der behaglichen Herdwärme seine erstarrten Glieder aufstauen lassen. Von dieser Zeit an verließ er dieses Haus nicht mehr. Immer guten Humors, war er bestrebt, Dienste zu leisten, wo es ihm nur möglich war, in der Küche, auf dem Hühnerhof oder im Haus drinnen. Zephir hatte zwei Leidenschaften. Vor allem Madame Duguay, die sich um seine Erziehung seit dem Tode der Bettlerin angenommen hatte. Dann war es Colette, die er als kleines Kind kennen lernte, die Tochter von Helene Conrad, die für ihn

das Wunder der Welt, der Stern des Lebens bedeutete. Er fühlte sich als ihren untertänigsten und treuesten Diener. Zephir trat in sein vierzehntes Jahr, als das sich ereignete, was wir vorhin erzählten. Diese Erzählung wollen wir jetzt wieder aufnehmen.

* * *

Als Colette zu Bett gebracht und die alte Magd neben ihr eingeschlafen war, als Zephir sein Zimmer über dem Stall und die Gänse magd ihre Mansarde aufgesucht hatte, fanden sich die beiden Brüder in der großen Stube zusammen, denn sie mußten ein offenes Wort miteinander reden. Sie litten sicherlich mit ihrer Schwester, sie empfanden den Tod des Schwagers als schweren Verlust, aber dazu kam eine furchtbare Ahnung, die sie quälte. Darum hatten sie die Totenwache beim Schwager andern überlassen, um sich hier über ihre Zweifel auszusprechen und, wenn es sein mußte, entsprechende Entschlüsse zu fassen. Toni nahm zuerst das Wort: „Hör' du, was ich dir sagen will, ist von der größten Wichtigkeit, denn das Leben unserer Schwester und die Zukunft Colettes stehen auf dem Spiel! Du weißt so gut wie ich, welcher Art die Beziehungen waren, die zwischen Francois und Sylvester bestanden hatten. Unser Schwager hatte sich zwar ehrlich ausgesöhnt, und auch der andere schien das gemeint zu haben, aber in Wirklichkeit war alles beim alten geblieben. Der unver söhnlische Haß der am Herzen Sylvesters zehrte, mußte einmal zum Ausdruck kommen. Unter uns gesagt, er ist ein trauriger Kerl und zu allem fähig. Der alte Conrad fürchtete ihn und mochte ihn nicht leiden; aber so sehr ihm vor dem ältesten bangte, hatte er den andern doch bevorzugt, indem er ihm die Mühle überließ. Du warst damals gerade in Algerien, ich aber entsinne mich wohl der Wut Sylvesters. Wäre der Vater nicht gestorben, er hätte ihn sicher totgeschlagen; dem Bruder hat er genug gedroht. Dann ging er nach Südamerika. Von dort kam er mit einem schweren Bagern wieder heim. Allerdings sagt man, er hatte sich im Sklavenhandel bereichert. Vor zwei Jahren traf ich in Havre einen Kapitän, der lange die See befahren hatte; von ihm hörte ich Sachen über ihn, die schrecklich

waren. Kurz, was ich dir mitgeteilt habe, ist furchtbar, aber es brennt mir auf der Seele! François ist nicht das Opfer eines Unfalls. François ist das erste Opfer von Sylvester, der auf alle Fälle in den Besitz des ganzen väterlichen Erbes treten will. Und andere folgen, wenn wir nicht auf unserer Hut sind. Greifbare Beweise habe ich nicht, ich geb's zu, aber mein Urtheil ist fertig. Während er uns heute die Geschichte vom Tod unseres unglücklichen François erzählte, hatte ich den Eindruck, als ob er schamlos lüge. Sein Blick war wirr und unsicher, sein Schmerz nur Heuchelei. Zephir war Zeuge des furchtbaren Dramas gewesen. Nun habe ich wiederholt bemerkt, welch verblüfften Blick er Sylvester zuwarf, begleitet von einem Mimenspiel, das Schrecken im höchsten Grade ausdrückte. Erinnere dich nur der Scene, die er uns unterwegs vorspielte, als er uns holen kam. Er ist eine zu ehrliche Natur, als das er lügen könnte, und zudem eine Scene erdichten, die er nicht gesehen hätte. Zephir ist — das Wort muß heraus — Zeuge eines Mordes gewesen! Nur kann sich dieser Armste der Armen nicht ausdrücken. Seine Gebärden bedeuten den Leuten nichts, nur uns sind sie verständlich. Was könnten wir mit einem solchen Zeugen anfangen? Das aber ist's gerade, daß ich von der Sache überzeugt bin, ohne sie beweisen zu können. Was meinst du dazu, Bruder?" Pierre saß am Tisch, den Kopf in den Händen. Lange sagte er kein Wort. Ein nervöses Zucken kam über ihn, man sah, daß er die Tränen niederkämpfte und einen Seufzer zurückhielt. Endlich hob er den Kopf: „Ja, Toni“, brachte er heraus, „ich fürchte, du hast recht! Wenn morgen der Friedensrichter und der Gerichtsarzt die Aussagen Sylvesters bestätigen oder annehmen, können Zephirs Gebärden kaum was ausrichten. Zudem weiß Sylvester Bescheid. Mit Geld macht man alles. Übrigens ist er der Hauptwahlmacher unseres Deputierten, so daß wir mit vereinten Kräften nichts gegen ihn auszurichten vermöchten. Mein Gott, was ist da zu machen!“ Toni erwiderte: „Ein wachsames Auge stets auf die zu haben, die uns lieb sind, wachsam sein Tag und Nacht! Wenn wir gar keinem Menschen von unsern Ahnungen erzählen, sind wir

die stärken, weil wir gewarnt sind und er nicht! Vor allem müssen wir Zephir verständlich machen, daß er auf seine Mimik verzichten muß. Wenn Sylvester unglücklicherweise das Kind über einer Gebärde ertappte, die er deuten könnte, wäre es um sein Leben geschehen!“

Gegen Mitternacht kam ein Knecht mit einem Wort von Madame Duguay, die ihren Mann und den Schwager bat, sie möchten zur Mühle kommen, um die Kunde an der Totenwache zu übernehmen. Pierre fragte den Bruder, ob er bereit sei. „Du gehst allein“, erwiderte dieser, „wache du beim Toten, ich wache über die Lebendigen, da droben sind zwei Kleine, die am Leben bleiben sollen! Und dann muß ich darüber nachdenken, wie wir's in Zukunft halten wollen!“ Pierre hatte verstanden, er drückte dem Bruder kräftig die Hand und ging davon, dem Knecht folgend, der mit der Laterne über den Weg leuchtete.

Pierre Duguay fand in der Mühle den Friedensrichter, den Gendarmeriebrigadier und den Doktor Marschal von Saarburg. Die Herren waren soeben eingetroffen und hatten sofort damit begonnen, das Protokoll aufzunehmen. Wiederholt mußte Sylvester den Hergang erzählen. Früh am Tag begab sich das Gericht mit den Gehülften an den Tatort, um die Untersuchung zu vervollständigen; keine Feststellung widersprach den Erklärungen Sylvesters.

Als es Zeit zum Abschied war, trat Dr. Marschal auf Pierre zu, den er, wie auch Toni sehr gern hatte, und flüsterte ihm ins Ohr: „Das Zeugnis Sylvesters ist durch nichts entkräftet worden, ich meine juristisch, und doch glaube ich nicht ein Wort von allem, was er gesagt hat. Behaltet das für euch, und sprecht nur davon mit Toni! Wenn ich euch aber einen guten Rat geben soll, so seid wohl auf eurer Hut, wenn ihr nicht wollt, daß das Erbe von François irgendwo anders als auf Colette übergehe. Ihr versteht mich doch, nicht wahr? Und dann schickt mir doch gelegentlich den braven Jungen herüber, den Zephir! Ich möchte ihm die Zeichensprache lehren; denn ich bin sicher, seine Unterhaltung wird sehr interessant sein!“ Ohne ein weiteres Wort zog sich der gute Mann zurück, den jungen Freund seiner Verwirrung überlassend, der

nun aber auch fest entschlossen war, mit beiden Augen wach zu sein. Jetzt war Pierre überzeugt wie Toni, die Worte von Dr. Marschal hatten in ihm die letzten Zweifel beseitigt.

Dr. Marschal war ein bescheidener Mensch, aber ein großer Gelehrter, ein bewährter Praktiker und ein Menschenfreund dazu; kein Detektiv hätte ihm was vormachen können. Von Haus ein Original, wie man's nur sein kann, verbarg er unter den brüsten Allüren einer kindlichen Natur das zarteste Gefühl. Wenn er so Pierre seine intimsten Gedanken enthüllte, mußte er im Verlaufe der Untersuchung auf irgend eine ernste Spur gestoßen sein.

Pierre kehrte zum Reiterhof zurück. Er sann über das Gehörte nach und war dermaßen in Gedanken versunken, daß er beinahe seinen Bruder anrannte, als dieser soeben mit Zephir aus der Türe trat. Toni trug ein Gewehr.

„Was ist denn? Willst du auf die Jagd gehen?“ fragte Pierre verblüfft. „Nein, beruhige dich nur, ich gehe auf eine andere Jagd, auf die Jagd nach den Beweisen! Ich habe diese Nacht viel nachgedacht. Ich will nun auch meine Untersuchung anstellen. Geh schlafen, wenn ich heimkomme, werde ich dir's erzählen!“ Und ohne weitere Worte zu wechseln, schritt Toni mit dem Taubstummen auf den Gemeindewald zu. Als sie an den Rand des Holzschlags gekommen waren, bemerkten sie zu ihrer größten Verwunderung den Dr. Marschal, der am Graben saß und seine große Porzellanpfeife rauchte. Er empfing die Ankömmlinge mit den Worten: „Ich dacht' es mir wohl, daß ein so guter Jäger wie ihr die Schweißspur des Tieres nicht verdunsten läßt, ohne sich das Terrain genau zu ansehen. Darum wollen wir keine Zeit verlieren, nachdem wir beide den gleichen Gedanken gehabt haben!“ „Da habt ihr fürwahr recht! Wer weiß, ob wir nicht dazu kommen, daß wir unsern Verdacht beweisen können!“ „Was schon geschehen ist“, fiel der Arzt ein. „Jetzt macht ihr nur dem Burschen klar, lieber Freund, daß er uns an den Ort führt, wo sich euer Schwager fand, aber dorthin, wo Zephir stand, als er das Verbrechen geschehen sah!“

Vor lauter Verwunderung konnte Toni

nicht mehr an sich halten: „Seid ihr denn ein Zauberer, Herr Doktor? Weder Pierre noch ich konnten euch doch von unsern Ahnungen mitteilen, und Zephir noch weniger, den ihr weder gestern noch heute gesehen habt!“ Ein mokantes Lächeln umspielte die Rippen unseres Detektivs. Er zeigte mit dem Finger auf Zephirs Weste, wo ein Knopf fehlte, den er aus der Tasche zog mit den Worten: „Drei Schritt von hier hatte der Taubstumme sich niedergelassen, und den Korb zu Boden gestellt.“ Zephir, dem keine Bewegung der Lippen und keine Bewegung des Arztes entging, machte ein bejahendes Zeichen. „Nun wohl! Ich will euch an den Ort bringen, von wo aus er alles gesehen und wo er den Knopf verloren hat, den ich heute morgen während der Untersuchung aufgehoben hatte.“

Gefolgt von seinen beiden Gefährten, schritt er mitten durch das Dickicht bis zum Holzschlag, wo er auf einen erhöhten, ziemlich kahlen Punkt hinzeigte, der von dichtem Gebüsch eingerahmt war. „Dort ist's“, sagte er. „Hinter diesem Versteck konnte er alles sehen. Uebrigens seht ihr hier die auf der feuchten Erde zurückgelassene Spur der Schuhnägel. Nicht wahr Zephir?“ Und auch diesmal war das Zeichen bejahend. „Jetzt gehen wir in den Schlag“, fuhr er fort. „Sylvester und Francois gingen zusammen, der erstere blieb etwas zurück. Da seht ihr die Spuren noch. Jetzt gebt mir eure Flinte, Toni, und stellt euch so vor mich!“ Der Doktor lenkte den Flintenlauf dann in der Richtung der Lenden von Toni Duguay und tat, als ob er schießen wollte. Zephir schien beim Anblick dieses Menschen wie zu Stein erstarrt, der so genau das Furchtbare nachmachen konnte, ohne dabeigewesen zu sein; die Augen quollen dem Taubstummen hervor, und sein Körper begann nervös zu zucken. Man sah es förmlich, wie sehr er sich anstrengte, ein „Ja, so ist's gewesen!“ hervorzubringen, was aber der unausgebildete Organismus nicht zuließ. Dafür war sein Mienspiel um so beredter. Toni war kaum weniger verwundert als Zephir. „Wir haben, was wir wissen wollen“, schloß der Doktor, „aber das genügt nicht. Die Einzelheiten fehlen. Und wir wissen, daß nach dem Gesetz der stumme Zeuge so wenig gilt wie der blinde.“

Wir müssen also Zephir zum Sprechen bringen. Das werde ich schon auf mich nehmen. Es ist der erste Teil meines Rezepts. Der zweite geht darauf hinaus, daß der Stumme, wenn er schon nicht redet, auch mit seinen Gebärden sparsam sei. Das müßt ihr ihm beibringen. Und jetzt wollen wir uns zurückziehen, jeder in seiner Richtung. Auf Wiedersehen!" Nach einem festen Händedruck für Toni und einer freundlichen Patsche auf Zephirs Backe, entschwand der Doktor im Walde den Blicken seiner Freunde. Als Toni seinen Bruder über diese Vorgänge unterrichtet hatte, kam man abermals darin überein, absolutes Stillschweigen zu bewahren, trotzdem ihr Herz zum Ueberlaufen war angesichts der Unmöglichkeit, den Schuldigen zu treffen.

Indessen jagten nun die Ereignisse einander. Acht Tage waren kaum verfloßen nach dem Tod von François, als ein neuer Trauerfall in der schwer geprüften Familie sich ereignete. Eines Abends wurden die Brüder mit der Botschaft aus der Mühle erschreckt, Madame Conrad sei schwer erkrankt. Die Brüder eilten hinzu und fanden in den Armen von Marie Duguy eine Sterbende. Madame Duguy war Tag und Nacht bei ihrer Schwägerin geblieben. Helene Conrad war von einem Herzleiden behaftet, das sich infolge des Todes ihres Mannes verschlimmerte. Eine Blutstauung stellte sich bald ein, sie zog ans Herz, und der Tod trat plötzlich ein. Aber die Gebrüder Duguy sollten nicht lange Zeit haben, um ihre Schwester zu betrauern. Es galt die Rechte Colettes zu verteidigen, welche durch die seltsamen Ansprüche Sylvesters schwer gefährdet waren. Beanspruchte der letztere doch nicht nur die Vormundschaft über das Kind, sondern auch seine Obhut. Arme Colette, das wäre dein Todesurteil gewesen! Glücklicherweise entschied sich der Familienrat, trotz des Dazutuns des Friedensrichters, eines persönlichen Freundes von Sylvester, einstimmig dafür, daß Colette der Pflege seiner Tante Duguy anvertraut, und daß Pierre sein Vormund würde. Dr. Marschal übernahm das Amt eines Ersatzvormundes. Sylvester konnte nichts dawider haben, alle aber fürchteten, daß von diesem Tag an der Krieg zwischen ihnen bis aufs Messer erklärt war.

Bald trat ein Ereignis ein, welches dafür den Beweis lieferte. Der Familienrat hatte im Interesse der Waise entschieden, die Mühle unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen. An einem schönen sonnigen Herbstnachmittag führten Toni, Zephir und die alte Magd Colette in ihrem kleinen Korbwagen in den großen Obstgarten der Mühle, um Äpfel zu pflücken und zugleich auch, um das Gut einem Reflektanten zu zeigen, dem Toni ein Stellbuchein gegeben hatte. Nach beendeter Pflücke, und während Toni den Kaufliebhaber in der Runde herumführte, stieß die Magd den Kinderwagen, worin Colette fest schlief, in den Schatten eines großen Zyringenbaumes, indem sie Zephir bat, der etwa 20 Schritte davon entfernt fischte, auf das Kind acht zu geben. An dieser Stelle fiel der Garten sanft dem Wasser zu ab, das ihn größtenteils auf der Breitseite umspülte. Vom Zyringenbaum zum Wasser mochten es etliche 15 Meter sein. Die Magd hatte sich entfernt, Zephir fuhr fort, mit der Angel zu fischen, und warf von Zeit zu Zeit einen raschen Blick über die Achsel in der Richtung von Colette, seines kostbarsten Kleinods.

Die Naturalisten und Entomologen versichern uns, daß ein Organ aus einem Bedürfnis heraus entsteht. Jedenfalls besteht darüber kein Zweifel, daß bei den Tauben beispielsweise ein neuer Sinn gleichsam entsteht, welcher die Aufgabe hat, das mangelnde Gehör zu ersetzen. Dieser neue Sinn reagiert auf magnetische Eindrücke und Wellenbewegungen in der Luft. Ein Geräusch, so gering es auch sein mochte, eine unerwartete Bewegung in der Luft um ihn her, ein Wellenschlag der Atmosphäre wurde von Zephir bemerkt. Infolge eines solchen Gefühls drehte wohl Zephir den Kopf plötzlich nach dem Zyringenbaum um. Der Kinderwagen war in Bewegung. Er sah eine schwarze Masse, die im Schatten des Gebüschs in sich gekauert schien. Zwei Arme, die aus dem Gesträuch herauskamen, hatten dem Kinderwagen soeben einen heftigen Stoß versetzt, aber im selben Augenblick wurden diese Arme auch wieder eingezogen, wie die Gläser des Teleskops. Der Stoß war so stark gewesen, und das Terrain fiel derart ab, daß Zephir nicht die Zeit fand,

sich darauf zu stürzen. Schon segelte der Korbwagen auf dem Wasser, mitgerissen von der Strömung. Das Baby war durch den Ruck aufgeschreckt und schrie vor Angst und schlug mit den Armen um sich, auf die Gefahr hin, das schwache Schifflein zum Umklippen zu bringen, das es dahin trug. Colette schwebte in größter Gefahr. Ein Wunder war's, daß die Kleine nicht ertrank. Zephir nahm sich nur die Zeit, Schuhe und Weste auszuziehen, und sprang dann ins Wasser. Er schwamm wie ein Fisch. Nach einigen Armwellen erreichte er die Schiffbrüchige, noch zeitig, um sie aus dem Wägelchen zu befreien, das in die Tiefe ging. Es gelang dem wackern Jungen wieder das Ufer zu gewinnen mit der kostbaren Last, die er heil und unverseht aufs Trockene brachte. Von einem Fenster des Hauses herab hatten Toni und der Käufer das furchtbare Drama mitangesehen, und nun eilten sie schleunigst herbei, um die Gerettete und ihren Retter zu empfangen.

Den beiden ließ man sofort die nötige Pflege angebeihen. In solchen Angelegenheiten war Toni über eine Mutter, um so mehr, als er auf dem Grunde der Seele ein ganz besonderes Gefühl für die Kleinen gewahrt wurde, das aus nur dem Herzen eines Vaters oder einer Mutter entspringt. Der plötzliche Verlust des Kinderwagens, der erst einige Tage später herausgefischt wurde, zusammen mit dem ungenügenden Zeichenalphabet, das Zephir besaß, um eine etwas verwickelte Szene vormachen zu können, gestalteten die bildliche Erzählung der Vorkommnisse sehr schwierig. Toni mußte mehr erraten als er verstand. Man untersuchte den Zyringenstrauch sehr genau, aber Geheimnisvolles fand man daran nichts. Die Gartenmauer selber zeigte keine Kletterspur, höchstens eine frische Schürfung, die schließlich von einem Schuhnagel herrühren konnte. Toni, Pierre und Marie Duguy, die sie diesmal in ihre Ahnungen einweiheten, bezeichneten insgemein Sylvester ohne Zögern der Täterschaft bei diesem Verbrechen, das glücklicherweise nur ein Versuch blieb. Aber Beweise hatte man weiter keine. Auf dem Reiterhof herrschte die Angst. Es wurde beschloffen, Dr. Marschal zu informieren. Aber der Doktor

war auf einen Monat verreist. Als er endlich auf den Reiterhof kommen konnte, war seine Gegenwart um so erwünschter, als er nicht nur der Ratgeber der Familie, sondern auch ein guter Arzt war. Denn die Gesundheit von Madame Duguy ließ viel zu wünschen übrig und beunruhigte ihre Umgebung sehr. Sie hustete und nahm zusehends ab. Eine starke Bronchitis war auf einen schlecht besorgten Schnupfen gefolgt. Dazu kamen natürlich die Anstrengungen und die Aufregungen der letzten Zeit, so daß Marie Duguy die nötigen Kräfte nicht mehr in sich besaß, um gegen die Krankheit zu reagieren. Bei der Untersuchung der Kranken zog der Doktor die Brauen hoch, und als er von dem unfreiwilligen Bad des Kindes hörte, wurde er vollends bedenklich. Mehrere Tage nacheinander besuchte er die Kranke, schrieb seine Rezepte und sagte nichts. Endlich, als er fünf- oder sechsmal gekommen war, bat er die beiden Brüder ins Esszimmer, und als sie ganz unter sich waren, erklärte er ihnen: „Pierre, euerer Frau ist sehr krank. Aus alter Freundschaft und weil es meine Pflicht gebietet, kann ich euch das nicht verheimlichen. Wenn ihr Marie hier behaltet, wird sie unter diesem rauhen lothringischen Himmel nicht davon kommen. Sie muß ins Land der Blumen und Orangen, sie muß trockene Luft und Sonne haben. So viel, was unsere liebe Kranke betrifft. Segen den Mörder werden wir zur Zeit nicht viel ausrichten können. Während meiner Abwesenheit habe ich in Paris einen berühmten Advokaten zu Rate gezogen, den ich gut kenne. Ich habe ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit unsere Vermutungen und unsere Beweise anvertraut. Er glaubt nicht, daß bei dem derzeitigen Stand der Angelegenheit mit der Verurteilung des Schuldigen zu rechnen wäre. Es heißt also abwarten und mit der Ueberwachung fortfahren!“ Und noch bis spät in die Nacht hinein besprachen sie alles, was in der Sache zu machen war und kamen zu folgendem Entschluß: Pierre hatte seine Militärzeit in Algerien, beim 1. Zivarenregiment abgedient. Damals machte man noch 7 Jahre. Nach vier Jahren war er Sergeant-Major, und er hätte gewiß die Epaulette erhalten, wenn nicht die Krankheit seines Vaters die Laufbahn unter-

brochen hätte. So mußte er sich einen Erbjagmann kaufen, um auf den Reiterhof zurückzukommen. Während er im Dienst war, glaubte sein Vater die verfügbaren Güter auf eine damals beliebte Weise profitabel anlegen zu können, indem er in Algerien eine Konzession kaufte. Der Kauf wurde vollzogen durch Dazutun des Sohnes, und das Terrain einem klugen Malteser übergeben. Pierre entschloß sich nun, mit seiner Frau, Colette und der Magd in den nächsten Tagen dahin abzureisen. Toni sollte im Geschäft bleiben, Zephir aber würde mit Dr. Marschal gehen, damit dieser ihn die Sprache lehre, mit der ein Taubstummer sich durchs Leben helfen konnte. So wäre Colette von den Attentaten ihres Onkels durch das Mittelmeer getrennt. Toni und der Arzt konnten sich um Zephir kümmern, der immer noch bedroht war. Wenige Wochen später reiste man ab. Der Abschied gestaltete sich sehr rührend zwischen den Zwillingenbrüdern. „Geh' du nur, Bruder“, sagte Toni, „ich werde für alle sorgen. Aber sobald es möglich sein wird, komme ich nach, so Gott will, mit Zephir, meinem Patentkind, das ich an Kindesstatt adoptiert habe. Weniger konnte ich nicht tun, denn er hat Colettes Leben gerettet!“ Die Kinder mußte man förmlich auseinanderreißen, so hielten sie sich umschlungen. Zephir weinte, was er konnte, und Colette schrie, daß es zum Erbarmen war.

II.

Zwölf Jahre sind vergangen seit der Niederlassung in Ain-Mandreis. Unter dem milden Klima Algeriens hatte Madame Duguay ihre Kräfte und ihre Gesundheit wieder gefunden. Colette war ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen von siebzehn Jahren geworden, mit einem Teint, der gebräunt war, wie derjenige eines Beduinen der Wüste. Heißes Blut rinnt unter dieser gelblichen Haut. Es ist eine im Sonnenland aufgegangene Blume. Pierre ist immer derselbe. Einige Silberfäden an den Schläfen zeigen an, daß er eine Anzahl Winter mehr auf sich hat. Seit fünf Jahren ist auch Toni bei ihnen, und unter dem doppeltem Ansporn der Brüder hat die Besitzung die größten Fortschritte gemacht. Der Besitz in

Lothringen konnte unter günstigen Bedingungen verkauft werden. den Reiterhof hatte man allerdings nur in Pacht gegeben, um sich in der alten lothringischen Heimat ein kleines Nest zu behalten. Zwei liebe Freunde fehlten freilich, Zephir und Dr. Marschal. Der letztere war schon dreimal bei den Duguay zu Besuch im Verlauf dieser zwölf Jahre. Zephir mußte in Lothringen zurückbleiben, um sich in der Sprache zu vervollkommen, aber aus seinen zahlreichen Briefen ging hervor, mit welcher Sehnsucht er den Augenblick erwartete, um diejenigen aufzusuchen, die sein ganzes Leben waren. Zephir schreibt gut, sein Stil ist einfach und elegant. Dr. Marschal erklärt es jedem und der ganzen Welt, sein Schüler sei ein ambulantes Wunder, der offenkundige Beweis von der Vorzüglichkeit seiner Methode, um den Stummen die Sprache zu lehren. Diese wunderbare Heilung wäre zurückzuführen auf die rationelle und progressive Anwendung der elektrischen Wellen und der Radiotherapie auf die Gehirn- und Hörorgane. In seinem letzten Briefe schrieb er: „Zephir ist ein Tauber von einer Art, die in medizinischen Annalen allein steht; er wurde taub, weil er zu viel hört. Seine Organe mußten so vielerlei Töne aufnehmen, daß diese unklar, unzusammenhängend und von schmerzlicher Wirkung wurden. Statt das Leben in seinen Organen zu erregen, mußte ich es abschwächen, um zu einem normalen Zustand zu gelangen.“ Colette konnte sich nicht mehr fassen vor Freude darüber, daß ihr lieber Freund sprechen konnte. Die Magd aber erklärte in ihrer derben, die Umschweife verabschwendenden Sprache: „Das ist alles Larisfari. Ich bin wie der hl. Thomas, ich glaube, wenn ich ihn sprechen höre. Ich will nicht sagen, daß ich keine Freude hätte, wenn der gute Junge sprechen könnte!“

So stand es in physischer und geistiger Beziehung um die Bewohner von Ain-Mandreis am 26. August, dem Tage des hl. Zephirinus, als der Briefträger die Post aus Frankreich brachte: „Ein Brief des kleinen Zephir für Meister Toni,“ rief die Magd. Die Familie saß zu Tisch, als die Botschaft kam. Toni öffnete den Brief mit leicht zitternder Hand. Und die Magd horchte, auch sie,

gepannt, die Hände in den Hüften, den Hals vornüber gebeugt, auf die Nachrichten aus Lothringen und von denen, die daheim geblieben waren. Die Adresse rührte wohl von Zephir, aber der Brief war von Dr. Marschal:

„Endlich, und Gott sei Dank,“ schrieb er, „habe ich meinem Meisterwerk den letzten Schliff gegeben, und werde es euch wohl nicht bringen, denn es geht ganz allein, aber doch persönlich präsentieren. Ich überlasse meine Kundschaft für einige Zeit jüngern Kollegen. Zephir und ich werden mit dem schnellsten Schiff dort eintreffen. Der „Hermes“ geht von Marseille jeden Dienstag ab. Wir werden uns ein wenig in Algier ausruhen, und schon am Montag in Ain-Mandreis bei euch sein können. Ich muß mein Wunderkind im Zaume halten, es möchte die Reise am liebsten in einem Zuge machen. Von einem so kräftigen jungen Burschen begreift sich das, aber meine alten Knochen wollen nicht mit.“ Dieser Brief erfüllte das ganze Haus mit Jubel. Abends lehnte Colette allein am offenen Fenster ihres Schlafzimmers und sah sinnend die letzten Sonnenstrahlen die Gipfel des Atlas vergolden, während schon der violette Schleier der Dämmerung sich über das Land hinbreitete. Aber ihre Gedanken flogen weit über das Meer, in die fernen Lande des Reicherhofs und der Mühle, für ihre Erinnerung etwas undeutliche Vorstellungen, aus denen sich aber eine Gestalt deutlich und mit aller Lebendigkeit heraus hob, diejenige Zephirs, des armen Taubstummen, des Freundes ihrer Kindheit, desjenigen, in dessen Arme sie geflüchtet war, als ihr eines Tages der Tod auf den Fersen war. Sie vermochte an die Wirklichkeit einer solchen Umwandlung nicht zu glauben. Sie sah immer nur den Gespielen von damals, dessen liebevolle Seele so mild in seinem Blicke reflektierte, und diese Augen waren sicherlich nicht stumm gewesen!

Endlich war der Morgen des so sehr herbeigesehnten Tages angekommen, ein herrlicher Tag! Schnell wurde das Gefährt angespannt, und fort ging's zur Poststation, etwa 8 km von Ain-Mandreis entfernt. In der Ferne gewahrte man eine Wolke, als läme der Samum, es war die Post, von fünf Schimmeln in rosenden Galopp gezogen. Vor einem Holz-

häuschen machten sie Halt, das den pompösen Titel einer „Haltestelle“ trug. Während der Postillon einige Handkoffer, Reisekoffer und Gutladen auf den Rasen warf, stiegen zwei Reisende vom Postwagen ab. Zuerst der Doktor; er hat sich nicht geändert; hinter ihm ein sehr schlanker, blonder, junger Mann mit englischem Typus und etwas schüchternem Gang. Aber schon hat er Toni gesehen: „Mein Pate, mein lieber Pate!“ ruft er und liegt in seinen Armen. „Sieh mal da, was für 'nen hübschen Neffen!“ macht Pierre, „bekommen Tante und Onkel gar nichts?“ Und schon hängt Zephir an ihrem Hals. Aber seine Augen suchten ein Wesen, das er ans Herz drücken, auf den Händen tragen könnte, das hübsche rotwangige Baby, das so angenehm plauderte, und das er verstand, ohne es zu hören. Und da steht vor ihm ein reizendes Mädchen, schon halb Frau, lächelnd, aber etwas ängstlich und unsicher in seinen Gebärden. Auch er zögerte. Wo ist denn Colette seine liebe kleine Colette? Der boshafte Doktor, dem nichts entgangen war, sieht die Verlegenheit, er tritt auf sie zu und meint in neckischem Ton: „Was ist denn das? Ist das alles, was ihr euch zu erzählen habt, nach einer Trennung von zwölf Jahren? Das ist wenig!“ „Colette?“ ruft jetzt Zephir, und in diesem Moment sprechen seine Augen die Sprache von ehemals. Nun ist der Zauber gebrochen. Colette springt auf ihren großen Freund zu, der sie mit ausgebreiteten Armen vom Boden hebt, indem er, der nun wieder erstanden scheint, auf die Wangen seiner lieben kleinen Fee zwei laute Küsse drückt.

Das war es, was die beiden kindlichen Seelen sich nach zwölfjähriger Trennung zu sagen hatten, was sie bisher so eifersüchtig im Herzen bewahrten. Eine einfache aber beredte Sprache! Uebrigens war es nichts anderes, als was der Doktor, Toni, Pierre und Marie bei sich dachten. Die alte Magd aber war einer Ohnmacht nahe vor Verblüffung und vor Freude. Sie umarmte ihren Jungen wie ein gutes Stück Brot, und den Doktor nicht minder, der dies ruhig über sich ergehen ließ. Wieder in ihrer Küche, bekundete sie das Uebermaß von Freude damit, daß sie dem kleinen Küchenjungen, der ihr aushalfen

mußte, die Ohren zog und die Stallmagd anrumpelte, weshalb beide sagten: „Sie ist komisch, unsere Alte! Jedesmal, wenn sie zufrieden ist, muß sie jemand verprügeln!“ An diesem Tage waren alle zufrieden, selbst die Geprügelten. Zephir hatte sich an das Leben in Algerien bald gewöhnt. Wie ein richtiger Sportsmann, würde man heute sagen, empfand er die körperlichen Übungen als ein wahres Vergnügen. Und das lebhafteste Treiben in der Kolonie gefiel ihm über die Maßen. Einigemal sah er wie eine Erscheinung von Sylvester vor sich, und sein Blick verdunkelte sich mitten im Glück darüber, daß er mit den innig Geliebten vereint war. Eine ähnliche Sorge kam von Zeit zu Zeit auch über Dr. Marschal; denn bald hatte Colette ihre 18 Jahre, und dabei war die Zeit ihrer Großjährigkeit erreicht, ihrer Emanzipation, und damit das Recht, über ihr Vermögen frei zu verfügen, die Möglichkeit einer Verbindung, die Sylvester jedweder Hoffnung beraubte, die Hand auf das so ersehnte Vermögen zu legen. Auf welchen teuflischen Streich möchte der nicht noch verfallen? Er piff aus dem letzten Loch.

Immerhin verstrichen drei Monate, ohne daß die Gegenwart des Feindes bemerkt wurde. Kein verdächtiger Besuch wurde signalisiert, es sei denn derjenige der Panther, die sich an einigen Schafen vergriffen hatten. Denn zu jener Zeit waren Löwe und Panther in Algerien noch nicht die Karikatur, die sie heute darstellen. Damals vollbrachte Gérard jene Heldentaten auf der Jagd, die ihm den Beinamen „der Löwentöter“ einbrachten, und der kleine Advokat Bombonnel erlegte so viele Panther, als die berühmten Jäger von Tarasconien Hüte herunter schossen. Zephir zog natürlich den Raubtieren nach, zum größten Schrecken Colettes, dem die Kühnheit ihres großen Freundes Angst machte. In drei Wochen hatte er drei Pantherpärchen erlegt, deren Gefährlichkeit die Pächter der Umgegend und die Bewohner des nächsten Araberdorfes in Verzweiflung brachten. Sein Wagemut hatte Zephir denn auch bald auf 10 Meilen in der Runde berühmt gemacht. Indessen blieb da immer noch ein Pantherpärchen, ein herumvagabundierendes, unsaßbares Pärchen, wel-

ches Schrecken in den Ställen und Hürden verbreitete. Kaum hatte man einen Raub zu zwei Schritten vom Besitztum gemeldet, als die vierfüßigen Uebeltäter am selben Tag aus einer 25 km entfernt liegenden Gegend ebenfalls als unverschämte Diebe verwünscht wurden. Zephir hatte mit Hilfe eines arabischen Gärtners, Mohammed-ben-Kadour, den er sich zum Freund gemacht, mehrmals versucht, die beiden Gespenstertiere zu schießen. Aber bis dahin hatten sie sich dem Bereich seiner Flinte zu entziehen gewußt, und doch streiften sie seit 8 Tagen um das Gut herum, sie ließen Spuren zurück, welche um die Mauer, und besonders um die Hürde herumliefen. Diese wenig angenehmen Besucher mußten, nach den Fußspuren zu schließen, ausgewachsene Tiere von beträchtlicher Größe sein, zumal das Männchen. Zephir beschloß, daß sich Mohammed-ben-Kadour in der folgenden Nacht mit ihm auf die Lauer legen sollte. Mondaufgang war ein wenig vor der Morgenröte. Es galt nun eine lebende Lockspeise sich zu verschaffen. Die Jäger wählten dazu ein noch säugendes Zicklein. Als die Nacht hereingebrochen war, banden sie das Zicklein wenige Schritte von der Schafhürde entfernt fest. Dann legten sie sich, mit guten Karabinern bewaffnet, in den Hinterhalt, im dunklen Schatten sicher versteckt, während sich das Zicklein auf der weißgetünchten Mauer abzeichnete. Das Zicklein machte seine Sache sehr gut, indem es verzweifelnd nach der Alten rief, was alle Panther aus der Gegend anziehen mußte.

Plötzlich, so gegen 2 Uhr früh, verstummte das Zicklein, es sprang aber hin und her, um sich loszureißen, bis es ganz stillstand und am ganzen Leibe zu zittern anfing. Der Panther mußte nicht weit sein, dachte Zephir. Ein Knie auf der Erde, die Waffe im Arm, strengte er das Auge an, als wollte er das Dunkel durchdringen. Aber es kam nichts. Zweimal während derselben Nacht wurden sie so alarmiert, ohne mehr Erfolg. Mit Tagesanbruch mußte man den Standort verlassen, die Ziege wurde der Mutter wieder zugeführt. Man hatte das Wild abermals verfehlt. Während der Gefährte zur Schafhürde ging, wollte Zephir das Gut umgehen. Und es stellte sich heraus, daß die Angst des Zickleins nicht ohne Grund

Hürden
ab zwei
le vier-
einer
enfallt
urden.
Gärt-
er sich
st, die
er bis
Flinte
sie seit
ließen
, und
Diese
sch den
Tiere
I das
oham-
t mit
fgang
galt
affen.
endes
war,
e von
en sie
n den
ber-
weiß-
klein
ver-
Pan-
minte
r, um
id am
nther
Knie
gte er
urch-
wäh-
niert,
nusste
urbe
e das
Ge-
ephie
raus
rund



An die Zaunmauer gelehnt, das Bein in den Zähnen der Raubtierfalle, schien ein Araber im Sterben; und vor ihm lag die Leiche eines Pantherd.

war. Die listigen Panther waren unweit des Hinterhalts durchgegangen. Etwa 30 Schritte nur von der Stelle, wo der Kabyte und er sich auf die Lauer gelegt hatten, traf Zephir auf ganz frische Spuren des männlichen Tieres. Diese Spuren führten zu einer 6 Fuß hohen mit Stampferde gebauten Mauer, die Olivenbäume umgab, und der gegenüber die Eingänge zum Stall waren. Er sprang über diese Mauer, um festzustellen, daß der Panther dasselbe getan hatte; auch er war hier übergesprungen und hatte sich während eines Theiles der Nacht auf einem riesigen Ast eines uralten Olivenbaumes, nur wenige Schritte von den Jägern entfernt, auf die Lauer gelegt. Der Schrecken des armen Zickens schien nach dieser Entdeckung nur zu begreiflich. Als er eben den Weg wieder zurückgehen wollte, bemerkte Zephir auf dem Boden mehrere Spuren türkischer Pantoffeln. Nun konnte es nicht wundernehmen, daß arabische Arbeiter der Pflanzung in die Abteilung für Oliven kamen, obwohl es weder die Zeit der Pflücke noch auch überhaupt irgend einer Arbeit mit diesen Bäumen war. Eines mußte allerdings ausfallen, die Spuren des unbekannten Besuchers kamen nicht von der geschlossenen und verriegelten Thür aus dem Innern des Gutes her, welche Einlaß in den großen Pflanzgarten gewährte, sondern sie schienen im Gegentheil dort ihren Ausgangspunkt zu nehmen, wo Zephir und der Panther über die Mauer gesetzt hatten, um direkt auf den großen Garten loszugehen, wozu man eine zweite Mauer übersteigen mußte. Das war übrigens gemacht worden, Zephir stellte es fest, als auch er in den großen Garten gesprungen war; denn am Fuße der Mauer entdeckte er im Garten dieselben Spuren wieder, die unter das Fenster von Colette führten. Dort hielten die Spuren an und gingen auf demselben Weg zurück. Wer mochte der Landstreicher sein, der so die Befestigung durchstreifte, indem er die Thüren vermied, dafür aber über die Mauern sprang? Ganz gewiß kam dieser nächtliche Besucher nicht mit Absichten, die er gestehen konnte. Niemand ist Herr seiner Stimmungen und Eindrücke; ein Gedanke durchzuckte plötzlich Zephirs Hirn: Könnte er es sein, der unverföhliche Feind? Aber nein,

es konnte nicht sein, er war ja weit fort von hier, er würde es nicht wagen! Offenbar war es ein Kraber, ein einfacher Landstreicher, dessen man habhaft werden konnte, wenn er nochmals kam. Und Zephir schenkte den unmöglichen Gedanken fort, um nur daran zu denken, wie er über die Schlauchheit des Panthers triumphieren könnte. Nachdem er die Kleider gewechselt und schnell gefräßt hatte, machte er sich mit Mohammed-ben-Radur auf die Suche nach großen Raubtierfallen. Als sie gefunden hatten, was sie suchten, und jede ihrer Fallen gestellt war, was eines ganz bedeutenden Gewichts bedurfte, kehrten die beiden Jäger wieder zum Olivengarten zurück, aber diesmal mit Schlüsseln, um sich das Übersteigen zu ersparen. Sie stellten die Fallen in geschicktem Versteck am Fuße des alten Baumriesen auf und längs der Stallmauer, namentlich wo das Überspringen versucht wurde. Dann schlossen sie sorgfältig wieder die Thür und begaben sich in die Wohnung. Aber den ganzen Tag über wurde Zephir bedrückt von finstern Sorgen, die Biston von Sylvester ließ ihn nicht mehr los! Er sah ihn schon, als Kraber verkleidet, am Zimmer Colettes hinaufklettern, die er im Schlafe erdolchte. So sehr plagte ihn die Idee, daß er sie trotz aller Anstrengung nicht verschrecken und noch weniger vor den Augen der Seinen die Unruhe verbergen konnte, die in ihm war. Colettes weiblicher Instinkt täuschte sich am wenigsten. „Du hast was, lieber Freund! Warum sagst du's nicht, das ist nicht schön von dir!“ Zephir leugnete nach Kräften und bestrebte sich, heiter zu sein, indem er das verunglückte Jagdabenteuer ins lächerliche zog, aber dieses forcierte Lachen konnte den Scharfsinn Colettes nicht ablenken, welche übrigens die Pantherjagd in die höchste Aufregung versetzte, so sehr hangte ihr vor einem Unglück. Denn der Panther ist kein Wild, das mit sich spassen läßt; er ist grausam, gewandt, klug und stark, er fällt alle Tiere an, selbst den Menschen, den er weder fürchtet noch liebt. Nach dem Löwen ist dies das fürchtbarste Raubtier. Und um Panther handelte es sich jetzt! Einen Augenblick wollte Zephir den Doktor in die Sorgen einweihen, die ihn bedrückten. Aber warum sollte er ihn erschrecken,

vielleicht war es auch nur ein Irrtum? Jedemfalls wollte er in der nächsten Nacht unter dem Fenster Colettes Wache halten, und so jede weitere Nacht, selbst wenn er dafür tagsüber schlafen mußte, bis er sich klar war über das Geheimnis. Nachdem er sich mit diesem Entschluß den Geist beruhigt hatte, raffte er sich wieder auf und schien beim Abendessen wirklich heiter, ohne Zwang. Als es Zeit zum Schlafengehen war, ging jedes auf sein Zimmer. Zephir aber betrat das seinige nur, um seinen doppelschüssigen Karabiner zu holen und einen weiteren für den Kabyten mitzunehmen, der ihn erwartete, und verließ es alsbald wieder. Auf den Zehen schlich er zum Vorhaus und von dort zur Ausgangstür, die er mit dem Schlüssel so leicht als möglich wieder zumachte. Mohammed-ben-Radur wartete schon auf ihn, gut versteckt in einem Lorbeerbüschel, das ihn allen Blicken entzog, zwanzig Schritte von Colettes Fenster entfernt. Einen Augenblick wurde Colettes Köpfchen im Fenster sichtbar. Es war die Biston einer Sekunde, die aber das Herz des jungen Mannes mit Glückseligkeit erfüllte. „Du kannst ganz ruhig sein, meine liebe, kleine, angebetete Fee! Das Findelkind wacht über dich!“

Sie mußten lange warten, die Stunden der Nacht verstrichen nur langsam. Von Zeit zu Zeit hörte man den Schrei der Schakale das tiefe Schweigen der schlafenden Natur unterbrechen. Zephir war wider Willen eingeschlummert. Der Kabyte hatte wohl ein gleiches getan, als ein markerschütternder Schrei — war es Todesangst, war es Todesröcheln? — ganz unheimlich vom Olivengarten her ertönte. Zephir war aufgesprungen, horchte hin, aber alles blieb wieder still. Der Kabyte hatte ihn an der Schulter berührt: „Hast du gehört, Sidi?“ fragte er. „Jawohl, aber, was meinst du, konnte das sein?“ — „Ich weiß nicht, ich war eingeschlafen. Wohl eine Hyäne oder so was?“ — „Warten wir noch ein Weilchen!“ Aber die ganze Nacht über hörten sie nichts mehr.

Beim ersten Tagesgrauen verließen sie das Gebüsch, um nach der Mauer am Olivengarten zu gehen. An der Gartentür angekommen, schlossen sie auf und traten vorsichtig ein, um

nicht selber in die Fallen zu gehen, die sie am Morgen gestellt hatten. Sie waren nun sehr erstaunt, als sie plötzlich, einige Schritte von der Stallwand weg, am Fuß eines Olivenbaums die Leiche eines mächtigen Panthers liegen sahen. Er schwamm in seinem Blute, die Brust zeigte die breite Wunde eines Jagdgangs. Die Waffe steckte drin bis ans Heft. Aber dicht neben der Tierleiche bot sich ihnen ein furchtbares Bild: An die Stallmauer gelehnt, das Bein in den Zähnen der Raubtierfalle, die Kleider zerfetzt, den Körper von Krallen zerfleischt, die Augen schier aus den Höhlen hängend, schien ein Kraber im Sterben. Mit viel Mühe, wobei sie die Flintenkolben zum Heben benützen mußten, gelang es dem Kabyten und Zephir, das Bein des Unglücklichen loszumachen, der sofort, wie eine leblose Masse, in sich zusammenfiel. Sie hoben den Kraber vom Boden auf, der kein Lebenszeichen mehr gab, und legten ihn auf Flachstroh. „Lanf in's Haus!“ befahl Zephir dem Kabyten, „und sag' dem Doktor, er möge sofort mit dem Nötigen kommen! Aber gib wohl acht, damit die andern nichts merken! Sie sollen sich nicht ängstigen!“ — „Wohl, Sidi,“ machte der Kabyte und lief dem Hause zu. Das Drama war leicht zu rekonstruieren, der Übeltäter — denn nur um einen solchen konnte es sich handeln — war in dem Moment in die Falle geraten, als er im Begriffe stand, über die Mauer in den großen Garten zu steigen. Und im selben Augenblick hatte sich der Panther, der auf einem Ast auf der Lauer lag, über den Unglücklichen hergestürzt. Bei diesem unerwarteten Überfall hatte dieser jenen furchtbaren Schrei ausgestoßen, den Zephir und Mohammed-ben-Radur selbst im Schlafe gehört hatten. Dann entspann sich ein schrecklicher Kampf zwischen Mensch und Tier, in dessen Verlauf der Kraber, obwohl in seinen Bewegungen sehr behindert, noch die Kraft fand, seine Waffe dem Panther bis ans Heft ins Herz zu stoßen. Von den beiden Begnern war der eine tot, aber mit dem andern war es auch nicht weit her. Endlich kam Dr. Marschal in aller Eile hergerannt. Seine erste Sorge war, dem Verwundeten das Gesicht zu waschen, das unter einer Blutkruste verschwand. Als der Doktor zum letzten mal

Die Rache beim Rehbuhnbraten.

(Mit einer Abbildung.)

Mit schnellen Schritten kam die Nacht herbei, um mich einer beliebten Phrase zu bedienen, als der jugendliche Baron Epouettes in sein sommerliches Landhaus von Sartilly zurückkehrte.

Von morgens 4 Uhr ab war er mit einigen Freunden aus der Nachbarschaft über Stock und Stein gelaufen, zur Eröffnung der Jagd. Sie war ausgiebig gewesen, und entsprechend lang gefeiert worden. Darum machte der Baron dem Essen wenig Ehre, das sein Diener Benedikt Sirot ihm bereitet hatte, ein Bursche von zwanzig Jahren, von nichts sagendem Außern, aber boshaft wie ein Affe, und ehrlich nur insoweit, als er nicht zu sehr das Zucht-haus streifen mochte.

„Was ist geschehen in meiner Abwesenheit?“ fragte Baron Adhemar, indem er sich gewissenhaft an den Tisch setzte.

„Nichts, was ich wüßte, Herr Baron; es war ein ganz gleichgültiger Tag!“

„Kein Brief, kein Besuch?“

„Der Kurier blieb aus. Als Besuch wäre nur der Ihres Pächters Gregor zu verzeichnen.“

„Wie? Bringt er mir den Pachtzins?“

„Er wollte sagen, daß er ihn nächsten Samstag bringen wird.“

„Sehr gut! Das ist eine ausgezeichnete Nachricht! Und ich muß sie dir aus dem Mund reißen? Benedikt, du bist ein Dummkopf!“

„Der Herr hat mir's schon gesagt.“

„Möglich. Wie oft soll ich dir's noch sagen?“

„So oft der Herr Baron beliebt!“

„Aber da vergess ich ja das Essen. Deine Dummheit macht mir den Appetit vergehen!“

Benedikt lächelte leichtthin, wie wenn das ein Kompliment gewesen wäre, und begann in aller Ruhe abzudecken, während sein Herr auf der Straße von Abranches nach Granville eine Zigarre rauchen ging.

Eine Stunde später kehrte der Baron zurück.

„Ist mein Bett bereit, Benedikt?“ fragte er den Diener.

„Das Bett des Herrn Barons ist bereit, ihn zu empfangen“, erwiderte in honigsüßem Ton der Lakai.

darüber gestrichen, und nun das Gesicht frei zum Vorschein kam, entrang sich ein Schreckensruf der Brust des Arztes, der bei Zephir sein Echo fand. Es war Sylvester Conrad, der Brudermörder! Einen Augenblick kam dieser unter der Einwirkung des frischen Wassers zu sich und hob sich mühsam auf den Ellenbogen vom Boden. Mit stieren Augen blickte er auf den Doktor und Zephir, um nur „Mein Gott!“ herauszubringen. Dann fiel ihm der Kopf rückwärts. Er war tot . . .

„Ersparen wir denen, die wir lieben, den Anblick des Mörders! Sie sollen nie erfahren, wer es war, den Gottes Rache hier getroffen hat. Denn Colette trägt noch seinen Namen!“

— „Gewiß“, sagte Zephir, „das ist nur recht und billig!“ Und als später Toni, Pierre, Marie und Colette zum Olivengarten kamen, war die Leiche auf Befehl des Doktors mit dem Panther schon fortgebracht und dem Häuptling des Kabylenorfes übergeben. Niemals wurde der Name des Mannes bekannt, dessen Urteil der Panther vollzogen hatte.

Drei Monate nach diesen Ereignissen war die Farm Ain-Mandrets ganz im Festesjubiläum. Das Findelkind, das auf der Straße von Nittingen aufgehoben wurde, Zephirin Dugay, vermählte sich mit Colette Conrad, die er aus dem Wasser gerettet hatte.

Um das Verbrechen zu strafen, hatte Gott das Wunder zugelassen, daß ein Tauber hören und ein Stummer reden konnte.

Henry Ganier.

Gute Vorsätze. — Der Pariser „Figaro“ verzeichnet folgendes Zwiegespräch. Mama gibt ihrer Tochter, die heute heiratet, die letzten Ratschläge: „Alles, was ich Dir zu sagen habe, mein liebes Kind, fasse ich in einem einzigen Worte zusammen: Beträge nie Deinen Mann!“

Die Braut, naiv verwundert: „Aber Mama, wen soll ich denn sonst betrügen?“

* * *

Im Restaurant. — „Mein Fräulein, was geben Sie mir da für eine kleine Portion Eis?“

„Sie wollen wohl für Ihre fünfzig Pfennig gleich darauf Schlittschuh laufen?“

„Dann gute Nacht, ich will schlafen gehen, denn ich falle um vor Müdigkeit. Gib acht, daß du alle Türen schließt, bevor du auf die Stange gehst!“

„Der Herr Baron kann ganz ruhig sein, ich kenne meinen Dienst.“

Der Baron ging auf sein Zimmer. Benedikt aber sah ihn kaum auf der gewundenen Treppe verschwinden, als er verächtlich die Schultern hob und für sich murmelte:

„Gott, wie dumm, so'n Baron! Der meine könnte wahrhaftig als Muster dienen!“

Die Sonne stand hoch am Himmel, als der Baron am andern Morgen erwachte. Auf seiner Uhr war es neun. Er sprang vom Bett, kleidete sich an, nachdem er auf das sorgfältigste Toilette gemacht, und trillerte nun, wieder ganz frisch und munter, ein dummes Liedchen, das er in Paris einige Wochen vorher in irgend einem Singcafé gehört hatte. Da ihm sein Spiegel bewies, daß in Bezug auf Haltung an seiner eleganten Persönlichkeit nichts auszufehen war, stieg er in das Gemach im Erdgeschoß hinab, das ihm als Bureau diente, warf einen Blick über die Zeitungen, die der Briefträger eben hergebracht hatte, und rief Benedikt, der gerade auf den schattigen Gartenwegen den Kies in Ordnung brachte. Der Diener eilte herbei, den Strohhut in der Hand.

„Der Herr Baron hat gerufen?“

„Jawohl, hast du schon gegessen?“

„Noch nicht.“

„Dann tu es und komm wieder hierher, wenn du fertig bist!“

Benedikt ging in die Küche und entledigte sich gewissenhaft seiner Aufgabe. Nach einer halben Stunde stand er wieder im Bureau seines Herrn.

„Da du gut auf den Füßen bist, kannst du nach Avranches gehen. Nimm den Korb da, es sind 6 Feldhühner drin. Das bringst du meinem werten Freund, dem Vicomte d'Alpaga.“

„Jawohl, Herr Baron!“

„Kannst du ihm sagen, daß es das Ergebnis meiner Jagd am Tage der Eröffnung ist, und daß es mir Vergnügen macht, ihm damit ein Geschenk zu machen?“

„Ich werd's versuchen.“

„Zudem werde ich dir ein paar Zeilen mit geben, es ist sicherer!“

Und der Baron setzte sich an den Schreibtisch, nahm ein mit Wappen geschmücktes Blatt Papier und schrieb:

„Lieber Freund!

Gestern war der Tag der Eröffnung unserer Jagd, und meine Flinte hat Wunder gewirkt. Ich schicke Ihnen also durch diesen Dummkopf von Benedikt die 6 Rebhühner, die mir von dem Schuß gekommen sind. Verzehrt sie in heiterer Gesellschaft und trinket auf mein Wohl!

Stets der Ihrige

Adhemar des Epoussettes.“

Da Benedikt hinter dem Sessel stand, hatte er den Brief über die Schulter lesen können.

„Bist du zum Abgehen fertig?“ fragte der Baron, indem er den Brief siegelte.

„Jawohl, Herr Baron!“

„Hier hast du 5 Fr. auf den Weg!“

„Ich danke dem Herrn Baron!“

„Und da ist der Korb. Nun aber los!“

Benedikt machte sich auf den Weg.

II.

Es war ein herrlicher Nachmittag im September. Die salzige Brise vom Meere her kühlte ein wenig die sengenden Strahlen der Sonne. Die fruchtbaren Hügel dieses so pittoresken Teils des Departements de la Manche prangten von Apfelbäumen, die mit duftendem Obst reichlich beladen waren. Ihr Anblick machte dem Wanderer Lust und weckte die Sehnsucht in ihm, in diesem gesegneten und so abwechslungsreichen Lande zu leben. Auf den Wiesen waren die Mäher im vollsten Eifer beim zweiten Futterschnitt beschäftigt. Schon am Vorabend bezeugten zahlreiche Flintenschüsse, daß diese Gegend zu den wildreichsten gehörte, und aus dem Singen, das man von weitem hörte, konnte man schließen, daß diese tüchtige und arbeitssame Bevölkerung sich nicht um die Zukunft zu sorgen braucht.

Benedikt lief über vom Schweiß und leuchtete wie ein Blasebalg. Halbwegs traf er Jacques Duplan, den Diener des Vicomtes d'Alpaga, der ihm entgegenkam.

„Da sieh' mal an, welche Überraschung! Wo geht's hin, Freund Jacques?“

„Nach Sartilly, zu deiner Herrschaft!“

teilen mit

Schreib
ktes Blat

g unsere
er gewirkt
dummkop
mir vor
ort sie in
auf mein
ge
ettes."
and, hatte
können.
fragte der

!"

los!"

im Sep
leere her
ahlen der
es so pit
s de la
, die mit
ren. Ihr
und wecke
neten und
ben. Auf
sten Eifer
gt. Schon
Flinten-
breichsten
man von
daß diese
sich nicht

weiß und
s traf er
Bicomtes

raschung!

haft!"



Duplan und sein Freund setzen sich unter dem Laubdach vor der Dorfschenke nieder.

„Das ist aber ein Zufall! Ich soll gerade deinem Herrn 6 Feldhühner überbringen.“

„Und ich 3 Forellen deinem Baron.“

„Was du nicht sagst!“

„So ist es!“

Die beiden Kumpane lachten aus vollem Halse.

„Sag' mal“, begann Benedikt wieder, „die Hitze ist groß — wie wär's, wenn wir einen Liter Eider hinter die Binde schütteten?“

„Der Gedanke ist ausgezeichnet! Da sind wir gerade nur zwei Schritt vom Gasthaus „Zum blühenden Apfelbaum“, und Madame Laboucette steht im Ruf, eine gute Ware zu verkaufen!“

Duplan und sein Freund ließen sich unter dem Laubdach vor der Dorfschenke nieder und ließen sich bedienen.

Die erste Flasche wurde in einem Zug geleert, eine zweite folgte. Als endlich der erste Durst gelöscht war, plauderte man zusammen: „Was wird denn aus deinem Baron?“ fragte Duplan.

„Was willst du, daß aus ihm noch werden soll, was er nicht schon wäre? Er hat das Leben leicht, denn er hat Geld. Die Gasse wird ihm nie weh tun. Er liebt das Vergnügen, er schätzt das Reisen und bringt seine Zeit auf die angenehmste Art zu. Der weiß sich wenigstens das Leben bequem zu machen!“

„Und wie ist er gegen unsereins?“

„Es geht an in seinen Handlungen, in seinen Worten ist er unverschämt. Für ihn bin ich ein Dummkopf, ein Pinsel. Im Brief, den ich bei mir habe, nennt er mich ohne weiteres einen dummen Kerl.“

„Und du hältst dich nicht schadlos für diese Übernamen?“

„Ja doch! Er steht bei mir auf dem Kerbholz, und du kannst glauben, daß die Rechnung im Kontobuch aufgeht!“

„So ist's recht! Ist er auch so knauserig wie mein Patron?“

„Das nicht. Übrigens kann er nicht rechnen, oder er vergißt es absichtlich. Ich kann wohl sagen, daß er das Geld fahren läßt. So hat er mir heute 5 Fr. mitgegeben? Wie viel hast du bekommen?“

„Nicht einen Centime! Aber sei beruhigt; er gewinnt nichts dabei, ganz im Gegenteil!“

Die Wirtin „Zum blühenden Apfelbaum“, welche die beiden Kumpane längst kannte, trat in die Laube.

„Eine Flasche Eider!“ bestellte Jacques Duplan.

„Liebe Leutchen“, sagte die Wirtin, „ihr habt unrecht, wenn ihr trinkt, ohne was zu essen. Ihr habt heiß, da wäre ein kleiner Zimbiss oder ein gutes Diner ganz am Platze.“

„Was sagst du dazu, Benedikt?“

„Madame Laboucette hat ganz recht!“

„Was könnt ihr uns aufstellen?“ fragte Duplan.

„Nur wenig, ich geb's zu. Aber habt ihr da nicht was bei euch, das sich auf dem Tisch eines Fürsten nicht schlecht ausnehme? Gebt mir eine Forelle und ein Feldhuhn, und in einer halben Stunde könnt ihr euch dran setzen!“

Der Vorschlag war verlockend. Darum zögerten die beiden Ledermäuler keinen Augenblick.

„Nun wohl, Mama Laboucette, beeilt euch! Während ihr kocht, können wir beide ein Pilet machen und einen Aperitif dazu nehmen!“

Und die beiden machten sich ans Spielen, bis der Tisch gedeckt war.

Die erste Viertelstunde verlief in der Stille. „Ein hohler Magen hat weder Zunge noch Ohren“, sagt ein alter Spruch. In der zweiten ging es schon besser mit der Unterhaltung. In der dritten aber feierte die Redekunst unserer Gäste Triumphe. Zum Dessert wurde sogar gesungen.

„Was für eine glückliche Idee hat unsere Wirtin gehabt, als sie uns zum Essen einlud! Meinst du nicht auch, Jacques?“

„Und besonders mit einem solchen Menü! Ein wahres Göttermahl! Sobald werd' ich das nicht vergessen!“

„Ja, aber wie werden wir's anstellen, wenn wir die Sache an ihre Adresse abliefern!“

„Ach, darüber denken wir unterwegs nach! Auf meinem Hochzeitstag müssen Forellen und Rebhühner auf dem Tisch sein!“

„Wie weit ist's damit?“

„Rosine meint, nächstes Frühjahr.“

„Die verdreht dir wohl den Kopf?“

„Nun ja, ich finde sie eben zum Anbeißen hübsch! Daß sie es ist, wirst du doch zugeben?“

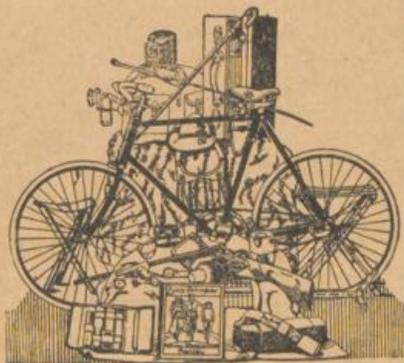
Lyra-Fahrräder Hermann Klaassen, G. m. b. H., Prenzlau

Eine große Anzahl praktischer Neuheiten bietet neben den allgemein bewährten „Lyra“-Fahrrädern, „Lyra“-Nähmaschinen und „Lyra“-Pneumatiks, unser Anfang März 1915 zur Ausgabe gelangender Katalog in Musikinstrumenten, Sprechapparaten, Schallplatten, optischen und elektrischen Artikeln, Kurz-, Stahl- und Lederwaren, Koffern, photographischen Apparaten, Waffen, Munition, Artikeln für Fußball- und Angelsport, Haus- und Küchengeräten, Haushaltungsmaschinen, landw. Bedarfsartikeln, Bilderbüchern usw.

Spielwaren, Geschenkartikel in allen Ausführungen, Christbaumschmuck können Sie am besten an Hand unseres Anfang November 1914 zur Ausgabe gelangenden Spezialkataloges bestellen und bitten wir je nach Bedarf einen der beiden Kataloge unter Benutzung der betreffenden anhängenden Karte zu verlangen.

Diese Karte dient zur Bestellung unseres Anfang März 1915 erscheinenden Hauptkataloges

Mit 5 Pfg.
frankiert
in den
nächsten
Briefkasten
werfen



**Unsere Waren sind
erstklassig, dauerhaft
und preiswert**

Postkarte

Firma

**Lyra-Fahrräder
Hermann Klaassen
G. m. b. H.**

Spezialhaus für „Lyra“-Fahrräder, Nähmaschinen, Sport- und Gebrauchsartikel

Prenzlau

(Deutschland)

Diese Karte dient zur Bestellung unseres Anfang November 1914 erscheinenden Weihnachtskataloges

Mit 5 Pfg.
frankiert
in den
nächsten
Briefkasten
werfen



Spielwaren
in großer Auswahl für
Knaben und Mädchen
Beste Qualität ♦ Niedrige Preise

Postkarte

Firma

**Lyra-Fahrräder
Hermann Klaassen
G. m. b. H.**

Leistungsfähigste Bezugsquelle für
Spielwaren und Geschenkartikel

Prenzlau

(Deutschland)

Einige Urteile über unsere Artikel:

Da ich schon von Ihrer Firma Fahrräder bezogen habe und diese sich zu voller Zufriedenheit bewährten, bitte ich Sie, mir den Katalog 1914 zwecks Nachbestellungen zuzusenden.
Fritz Schneider, Hettiswil (Schweiz).

Gestern gelangte ich in den Besitz des Sprechapparates. Das Werk macht einen guten Eindruck, es gefällt mir sehr.
Julius Rau, Idstein.

An die Firma Lyra-Fahrräder Hermann Klaassen, G. m. b. H., Prenzlau

Als Interessent bitte ich um kostenlose Zusendung Ihres reichillustrierten Hauptkataloges über „Lyra“-Fahrräder, „Lyra“-Nähmaschinen, sämtliche Radfahrer-Bedarfs- und Sportartikel, Kinderwagen, Haus- und Küchengeräte, Leder- und Galanteriewaren, Waffen und Munition, Sprechapparate und Schallplatten, Musikinstrumente, optische und elektrische Artikel, Uhren, Gold- und Silberwaren, Bücher, Bilder, Scherzartikel usw. usw.

Adresse (bitte recht deutlich):

Name:

Stand: Straße:

Wohnort:

Poststation:

Bahnstation:

Ober-Postdirektionsbezirk: Provinz: }
Land: }

An die Firma Lyra-Fahrräder Hermann Klaassen, G. m. b. H., Prenzlau

Als Interessent bitte ich um kostenlose Zusendung Ihres reichillustrierten Weihnachtskataloges über „Lyra“-Fahrräder, „Lyra“-Nähmaschinen, Spielwaren, Christbaumschmuck, Sprechapparate, Schallplatten, Uhren, Gold- und Silberwaren sowie sämtliche Geschenkartikel.

Adresse (bitte recht deutlich):

Name:

Stand: Straße:

Wohnort:

Poststation:

Bahnstation:

Ober-Postdirektionsbezirk: Provinz: }
Land: }

„Nicht übel, ja.“

„Und dann wird uns ihre Tante früh oder spät eine gewisse Anzahl Goldstücke hinterlassen, die man im Haushalt brauchen kann.“

„Ach so, dann begreif ich deine Vorliebe für die Auserwählte: zuerst das Geld und die Frau als Dreingabe!“

„Nein, da bist du im Irrtum, Freund Jacques! Auch ohne einen Centime, jetzt und später, würde ich Rosine jeder andern vorziehen! Ich bin wahrhaftig verschossen, ich liebe sie wahnsinnig...“

„Du bist toll!“

„Wie du willst!“

„Von Sinnen!“

„Mach' du dich lustig, soviel du willst; ich bleibe dabei, ich bete meine Rosine an. Wenn ich die Schimpfereien meines Barons ertrage, so ist's, weil ich mich von meiner Zukünftigen nicht trennen will. Wenn ich so sehr auf's Sparen bin, so ist's, weil auch Rosine spart, und wir bald alles in einen Sack tun werden. Kurz, wenn ich in Sartilly bleibe, und bei so bescheidenen Bedingungen, statt nach Paris zu gehen, wo ich das Doppelte verdienen könnte, so ist's, weil ich einen Faden am Fuß habe...“

„Und den Faden hält Rosine...“

„Du sagst es!“

„Mein Gott, wie dumm, wenn man verliebt ist!“

„Bist du's denn nicht, alter Knabe?“

„Wahrhaftig, nein, daran denke ich zuletzt?“

„Willst du denn als Junggeselle sterben?“

„Das ist mein innigster Wunsch!“

„Komischer Einfall! Was macht dir denn Angst in der Ehe?“

„Die Ehescheidung!“

Benedikt brach in ein lautes Lachen aus: „Benigstens bist du weitsichtig! aber nicht alle lassen sich scheiden!“

„Gewiß, aber die Zahl der Geschiedenen wird immer größer, und da ich immer Pech hatte, wäre ich gleich dabei! Mit einer so wenig heitern Aussicht vor Augen bleibt man doch lieber unverheiratet!“

„Jeder nach seinem Geschmack!“

„Und niemand braucht dem andern Vorwürfe zu machen!“

„Wie?“ rief Benedikt jetzt aus. „Schon 3 Uhr?“

„Nicht möglich!“

„Wie werden wir wohl an Ort und Stelle kommen!“

Benedikt zahlte die Rechnung, die beiden verließen die Schenke, drückten sich noch die Hand und machten sich wieder auf den Weg, der eine nach Avranches, der andere in der Richtung nach Sartilly.

III.

Es war schon 4 Uhr vorbei, als Benedikt, staubbedeckt und mit einem Gesicht, rot wie eine Klatzrose, am Tor des Hauses Alpaga läutete, auf dem Platz vor der Mairie in dieser so hoch gelegenen Stadt Avranches.

Ein Gärtner führte Benedikt in den kleinen Salon, mit dem Fenster auf den Platz. Der Diener des Barons wartete etwa zehn Minuten, dann erst trat der Hausherr ein.

„Aha, unser wackerer Benedikt!“ begann der Vicomte, als er den Diener seines Freundes bemerkte. „Wie geht's Adhemar?“

„Sehr gut, Herr Vicomte!“

„Ist dir Jacques begegnet?“

„Jawohl. Der Herr Baron hat mir diesen Brief da mitgegeben.“

„Zeig her!“

Der Vicomte riß den Brief rasch auf und las die Müdensfüße seines Freundes. Während er las, nahm Benedikt die Feldhühner, Stück für Stück, aus dem Korb und legte sie auf ein Tischchen.

„Ach, dieser gute Adhemar“, sagte der Vicomte mit einem Anflug von Rührung in der Stimme, „wie lieb von ihm, an mich gedacht zu haben, und mir dieses saftige Wild zu schicken... Wie! Sechs Rebhühner? das ist ausgezeichnet, das ist wundervoll. Du wirst nicht vergessen, ihm herzlich zu danken, verstanden, Benedikt?“

„Jawohl, Herr!“

„Sind das aber schöne Dinger...“, aber“, fügte der Vicomte nach einer kleinen Pause plötzlich bei, das ist doch nicht alles?“

Benedikt starrte vor sich hin und mußte sich nicht.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf...“, ich zähle nur fünf Feldhühner auf dem Tischchen.“

Benedikt ließ den Blick über das Wildbret

schweifen, aber kein Wort kam über seine Lippen.

„Es muß noch eins im Korb stecken“, fuhr der Vicomte fort.

Benedikt zog das Stroh heraus, das im Korb lag, und prüfte die Halme mit gewissenhaftem Ernst. Als er nichts mehr fand, stellte er den Korb auf das Tischchen und schaute den Vicomte mit dem blödesten Ausdruck an.

„Zum Teufel, ich bin doch nicht blind!“ fuhr der Freund unseres Barons fort. „Ich schicke Ihnen durch Benedikt die sechs ersten Rebhühner, die mir vor den Schuß gekommen sind? . . . Das ist doch deutlich!“

„Jawohl, Herr!“

„Als du von Sartilly fortgingst, hat dir Adhemar 6 Rebhühner gegeben?“

„Jawohl, Herr!“

„Waren sie auch gewiß in diesem Korb beim Fortgehen?“

„Jawohl, Herr!“

„Und du solltest mir sie bringen?“

„Jawohl, Herr!“

„Und du bringst mir sie nicht?“

„Nein, Herr!“

„Ist das böser Wille deinerseits?“

„Nein, Herr!“

„Hast du das sechste unterwegs verloren?“

„Nein, Herr!“

„Also, von sechs Rebhühnern läßt du mir fünf?“

„Jawohl, Herr!“

„Daß dich der Blitz zerschlag', Mensch! mit deinem „Jawohl“ und deinem „Nein, Herr“. Du bist wahrhaftig närrisch! Nie habe ich noch so einen Dummkopf gesehen!“

Diese Flut von Schimpfsworten glitt an Benedikt Sirot hinunter, wie die Haut eines Aals aus der Hand eines Fischers; er blieb vor d'Alpaga stehen, der im Sessel saß, und drehte seinen Strohhut in den Fingern mit der Indifferenz eines Quakers.

„So hör' doch 'mal, Benedikt!“ begann der Vicomte jetzt in milderem Tone, „und suche auch zu verstehen: beim Fortgehen waren in dem Korb da, den du auf das Tischchen gestellt hast, sechs Rebhühner?“

„Ja doch.“

„Und bei deiner Ankunft in Avranches fanden sich auf einmal nicht mehr als fünf darin?“

„Gewiß nicht.“

„Und dein Herr hatte sie gezählt, diese sechs Hühner, und du auch?“

„Ja doch.“

„Und das sechste konnte doch unterwegs kaum fortfliegen?“

„Gewiß nicht.“

„So daß ich ein Huhn verliere.“

„Ja doch.“

„Und nie den Dufst daran in der Nase verspüren werde.“

„Gewiß nicht.“

„So hol' dich der Teufel!“ schrie der Vicomte außer sich vor Wut. „Am liebsten möchte ich dich totschlagen, du Holzklotz! Wo hast denn du das Hirn, du blöder Knecht, so dumm, daß du Gras fressen könntest! Und das ist ein Wähler und wohnt unter dem Dache eines auserwählten Bürgers! Donnerwetter ja! Noch einen Augenblick, dann machst du, daß du fortkommst! Ich muß meinem Freund auf den Brief antworten. Wenn du heimkommst, gibst du ihm das. Vergiß es aber ja nicht denn schon morgen weiß ich, ob du den Auftrag ausgeführt hast!“

Dann ging der Vicomte an den Schreibtisch, noch ganz erschöpft von der heftigen Strafpredigt, und schrieb im Fieber an den Baron. Als er mit dem Brief fertig war, steckte er ihn in die Brieftasche, die er zu seinem Wappen mit seinem Wappen.

„Da, Dummkopf, gib das deinem Herrn, und nun los!“

Der Edelmann drehte dem Boten Adhemars den Rücken und verließ das Gemach.

Benedikt schritt ganz verblüfft über den Platz vor der Mairie und kam auf den Weg nach Granville. Als er sicher war, daß kein unberufenes Auge mehr sehen konnte, was er trieb, begann er plötzlich zu singen, zu tanzen, und allerhand Juy zu machen, indem er sich zwischendurch auf die Schenkel schlug, was ihm als ein Zeichen von Glückseligkeit galt.

Der war ja famos, unbezahlbar, dieser Vicomte! Hatte der ein abwechslungsreiches Wörterbuch! Die verstorbene Madame Angot, die berühmte Fischhändlerin, hätte da noch was lernen können! Sein Herr Baron kam ihm nicht an die Knöchel. Was aber das Urteilsvermögen dieses Herrn Alpaga betraf

so lie
er na
das f
nich
war
Jacq
haben
aufbr
Ohne
wie d
Hund
das V
Welt
M
schier
„Blü
loren
und t
sein.
Al
hatte,
zusam
„I
Jacq
„E
Nur
fertig
„E
Für
„I
„G
huhn
„I
Wun
den g
moch
„G
der S
santer
„W
nicht
„U
Gefä
„E
mich
lehnt
„U
dikt,
brückt
„S

so ließ dieses zu wünschen übrig. Wie hatte er nach den Aufklärungen, die man ihm über das fehlende Rebhuhn reichlich gegeben hatte, nicht des Rätsels Lösung finden können! Das war einfach fabelhaft. Wie gut mußte es dieser Jacques Duplan unter einem solchen Herrn haben, und wie viele Bären konnte er dem aufbinden! Das ging nicht auf eine Landkarte! Ohne Zweifel war die französische „Elite“, wie der Vicomte sie nannte, sehr auf dem Hund. Sie mußte sich sputen, um wieder auf das Niveau zu kommen, das sie ehemals in der Welt inne hatte!

Mit solchen Gedanken beschäftigt, marschierte Benedikt trotzdem schnell, denn die im „Blühenden Apfelbaum“ beim Diner verlorene Zeit sollte wieder eingebracht werden, und vor Anbruch der Nacht wollte er am Ziel sein.

Als er zwei Drittel des Weges hinter sich hatte, traf er wieder mit Jacques Duplan zusammen, der Avanches zuging.

„Der Tag der Begegnungen, Freund Jacques!“

„Zu selten leider, mein lieber Benedikt! Nun wie bist du mit dem edlen Herrn Alpaga fertig geworden?“

„Ziemlich schlecht; er hat mich fast vor die Tür gesetzt!“

„Was sagst du da?“

„Er wollte um jeden Preis das sechste Rebhuhn haben!“

„Natürlich warst du außer Stande, dem Wunsch nachzukommen; hat er wenigstens den gordischen Knoten der Sache zu lösen vermocht?“

„Er hat nichts gelöst, er ist jetzt noch mit der Sache beschäftigt, was aus diesem interessanten Geflügel geworden ist!“

„Ach, der gute Mann! So was gibts ja nicht mehr!“

„Und du? Hast du in Sartilly ein heiteres Gesicht angetroffen?“

„Dein Baron war entzückend! Er wollte mich zum Diner behalten. Aber ich habe abgelehnt, aus Gründen die du kennst!“

„Und nun auf Widersehen!“ schloß Benedikt, indem er dem Kameraden die Hand drückte.

„Halt' dich gut, Benedikt! Hoffentlich gibts

bald wieder eine Begegnung, mit oder ohne Rebhuhn!“

Und die beiden Freunde schieden von einander.

IV.

Der erste Stern blinkte am Himmel, als Benedikt, diese Perle aller Diener, zum Baron zurückkam.

„Ich glaubte dich schon unterwegs gestorben!“ sagte ihm Adhemar.

„Krank war ich gerade nicht,“ erwiderte der Satai, obwohl es sehr heiß war.“

„Um 10 Uhr vormittags bist du fortgegangen, um 7 Uhr nachmittags bist du zurück. Da hattest du Zeit, dich unterwegs zu amüsieren?“

„Zeit, um im „Blühenden Apfelbaum“ zu Mittag zu essen.“

„Allein?“

„Mit Jacques Duplan, der mit einem Auftrag an Sie unterwegs war.“

„Ein seltsames Zusammentreffen! Während du meinem ausgezeichneten Freund Wildbret bringst, schickt er mir selber Fische durch seinen Diener? Hast du übrigens den Herrn Alpaga zu Hause getroffen?“

„Zawohl, Herr Baron.“

„Hat er dir nichts für mich mitgegeben?“

„Diesen Brief da.“

Der Baron nahm den Brief und las laut vor sich:

„Bester Freund!

Im selben Augenblick, da Benedikt herkam, mußte Jacques auf Ihrer Schwelle stehen mit drei prächtigen Forellen, die ich diese Nacht für sie fangen ließ.

Herzlichen Dank für die herrliche Sendung. Sie haben die Güte, mir sechs Rebhühner anzumelden, aber Ihr Benedikt bringt mir nur fünf. Auf alle diesbezüglichen Fragen, weiß er als Antwort nur: „Nun ja!“ und „Gewiß nicht!“ Suchen Sie eine andere Antwort aus ihm herauszubringen, und ich will sie den geschicktesten Schloßherrn der Umgegend nennen!

Stets der Ihrige

Vicomte d'Alpaga.“

„Sieh da, ein seltsames Abenteuer!“ begann jetzt der Baron. „Mein Freund schickt

mir drei Forellen, und sein Diener bringt mir zwei. Ich übergebe dir sechs Rebhühner, und du gibst ihm nur fünf. Hast du denn das sechste gegessen?"

"Ach, Herr Baron!" rief Benedikt aus, "wie sind Sie doch raffinierter als Ihr Freund! Er hat mich eine halbe Stunde ausgefragt, ohne die Sache zu erraten!"

Trotz der redlichen Absicht, aufgebracht zu erscheinen, konnte der Baron ein helles Lachen nicht zurückhalten.

"Donnerwetter, was muß ich hören? Hängen sollte man euch Kerle!... Nun aber erzähle!"

"Nun also..., als ich von hier fortging, war ich entschlossen, mich für den „Dummkopf“ zu rächen, den Sie für gut fanden, für mich unten an Ihren Brief zu schreiben."

"Du hast unterwegs meinen Brief gelesen?"

"Nein, hier schon, über die Schulter, als Sie ihn schrieben!"

"Nein, dieser Kerl, dieser Frechling! Er sagt es heraus, ohne sich zu genieren!"

Halbwegs traf ich Jacques Duplan. Wir haben uns längst nicht mehr gesehen, und da die Hitze groß war, sind wir in der Wirtschaft bei Madame Ladoucette eingelehrt, um einen Liter Cider zu packen! Die gute Frau machte uns darauf aufmerksam, daß es Essenszeit war, und da sie uns nichts besonderes vorsetzen konnte, haben wir eine Forelle und ein Rebhuhn machen lassen. Eine halbe Stunde darauf saßen wir zu Tisch und ließen's uns schmecken!"

"Auf Kosten eurer Herrschaft!"

"Auf Kosten unserer Herrschaft. Jacques und ich haben zwei gute Stunden zusammen verbracht, mit dem besten Appetit bei frischem Trunk. Zum Dessert stiftete jeder sein Biedchen. Dieses kleine Extra ließ mich den „Dummkopf“ verdauen, der mir auf dem Magen lag."

"Nein, so ein Kerl! Ich bin drauf und dran, dich wegzuschicken," erwiderte der Baron zornig, verblüfft über diese Enthüllung, die so ungekünstelt, so vorurteilslos klang!

"Daraus wird doch nichts, Herr Baron! Zunächst, weil Sie ein guter Herr sind, und dann, weil sie Benedikt Sirot als eifrigen Diener kennen gelernt haben!"

"Ich merl's..."

"Schließlich, machen wir uns doch klar: da mein Nachfolger das gleiche täte, kann man mich am besten gleich behalten..."

"Gut, verfl... Kerl, aber sang nicht mehr an!"

Am Abend noch schrieb Adhemar an seinen Freund folgenden Brief:

"Ich habe von Jacques Duplan zwei Ihrer Forellen erhalten von den drei, die sie mir schicken ließen, und Benedikt hat Ihnen fünf Rebhühner von sechs übergeben. Sorgen Sie sich nicht um das Fehlende: unsere beiden Lakaien haben es sich auf unsere Kosten im Wirtshaus zum „Blühenden Apfelbaum“ gut sein lassen! Ist das nicht köstlich? Wichtiges Gesinde aus dem 20. Jahrhundert! Wenn unsere beiden Gauner uns hören könnten, würden sie gewiß sagen: Und erst die Herrschaften!..."

Besten Gruß von Ihrem

Baron Adhemar des Epouettes."

Eine merkwürdige Zeit ist es immerhin!
S. Loubier.

Der Mann mit den glänzenden Augen.

(Mit einer Abbildung.)

1. Das Geheimnis des Hôtels Scott.

Vor ungefähr achtzehn Monaten, da ich durch literarische Arbeiten etwas übermüdet war, begab ich mich nach Cannes, um mich an der Sonne durch Ruhe neu zu stärken. Ich war in Paris in den Nachtschnellzug gestiegen. In meinem Coupé war nur noch eine Person.

Wir streckten uns auf den Sitz hin, nachdem wir, mit Ausnahme desjenigen an der Korridortür, die Fenstertücher heruntergelassen und das Licht gedämpft hatten, und schliefen.

Es mochte zwischen ein und zwei Uhr früh sein, als mich ein Alpdrücken aus dem Schlaf weckte.

Da — schlief ich noch? War es der Alpdrücken nicht nachließ? Da — vor mir, dieses fahle Mondschein Gesicht, das ich mehr erriet, als ich es sehen konnte, wie es horchend sich gegen den Spiegel des Korridors drückte!... Und diese Augen!... Ach, diese Augen, mit den Katzenpupillen, die sich im Halbdunkel übermäßig weiteten und dieses ganz mit ihrem

grünen, kalten, magnetischen Glanz erfüllten!... Und die harte, teuflische Grausamkeit dieses mit tödlichem Haß geladenen Blicks! Wie zwei vergiftete Dolchspitzen waren diese Augen auf das friedliche Gesicht des Unbekannten gerichtet, der harmlos an meiner Seite ruhte!...

Der geheimnißvolle Spion mußte die Fähigkeit der Ragen, durch das Dunkel zu sehen, besitzen. Denn bei der ersten Bewegung, die ich machte, um den Bann von mir abzuschütteln, der mich für unbestimmte Zeit medusenhaft erstarren ließ, verschwand sofort die schreckliche Vision, und es blieb nur zurück eine halluzinatorische Angst, die mir jetzt noch, wenn ich die Erinnerung wecke, die Kehle zuschnürt. .

Umsonst versuchte ich, wieder einzuschlafen. Es war mir unmöglich, ich blieb unter dem Eindruck dieser beiden Augenlichter in der Finsternis...

Endlich war es mir zu bunt, und ich ging auf den Korridor, um eine Zigarette zu rauchen. Aber vergebens durchlief ich den Zug in seiner ganzen Länge, über die Anschlüsse hinweg, von Wagen zu Wagen, in der heimlichen Hoffnung — wer konnte es wissen? — auf das phantastische Wesen zu stoßen, daß meine Neugierde zum Verzweifeln gebracht hatte. Aber vom Gepäckwagen bis zur Lokomotive sah ich nur herabgezogene Fenstervorhänge, geschlossene Türen, alles im Schlaf oder doch scheinbar... und doch hatte „der Mann mit den glänzenden Augen“ — um ihn so zu nennen — sich seit jener seltsamen Erscheinung nicht vom Zug entfernen können, der mit einer Schnelligkeit von 80 km in der Stunde dahinraste!

Enttäuscht gewann ich mein Coupé wieder, und als der Tag kam, besah ich mir von ungefähr meinen Reisebegleiter, über dessen Haupt, dachte ich mir, fürderhin ein so fürchtbares Schicksal schweben mußte.

Es war ein Mann nahe den Fünfszig, von vornehmerm Aussehen; tags darauf erfuhr ich, er sei der Marquis Armand de Landéan, das Haupt des ältern Zweiges einer alten Familie aus der Bretagne, ein Koloss, der leicht die Kriegsrüstung seiner Vorfahren getragen hätte, der tapfern Waffengefährten eines Duguesclin.

Der nächtliche Zwischenfall hatte mir ein gewisses Interesse für ihn suggeriert. Einen Augenblick zögerte ich, ob ich ihn nicht ermahnen sollte, auf der Hut zu sein gegenüber einer drohenden Gefahr. Aber wie hätte er meine Mitteilung aufgenommen? Übrigens konnte ich annehmen, er war in der Lage, sich selbst zu verteidigen, und schließlich — waren das nicht meine Angelegenheiten.

Wie sehr sollte ich meine egoistische Zurückhaltung bereuen!

Am Bahnhof zu Cannes kam der Kammerdiener, der die Reise in einem andern Wagen mitgemacht hatte, herein und nahm das Handgepäck seines Herrn, um es mit einer Autodroschke ins Hotel Scott zu bringen.

Die vom Marquis getroffene Wahl bestimmte auch die meinige. Ich stieg also mit ihm ein, entschlossen, das Abenteuer zu verfolgen.

Die Nacht verging schlaflos. Es war — weil das Datum von Wichtigkeit ist — die Nacht auf den 23. Februar. Ich lehnte am Balkon, der auf den Boulevard de la Croisette hinausgeht und bewunderte das herrliche Panorama der Bucht, als mich plötzlich ein Geräusch erschauern ließ.

Ich lehnte mich hinaus und konnte eine dunkle Gestalt unterscheiden, die sich bewegte... Jemand ließ sich an der Fassade, mit lagenartiger Behendigkeit, von Vorsprung zu Vorsprung gleiten.

Ein Schrei entfuhr mir.

In diesem Augenblick berührte der Unbekannte den Boden. Er erhob brüsk den Kopf... Den Bruchteil einer Sekunde leuchteten seine Augen — ach, diese Augen, nun wußte ich, mit wem ich es zu tun hatte! — zu mir herauf, mit ihrem grünlichleuchtenden kalten Glanz...

Schon sprang der verwegene Akrobat von Bau zu Bau, jetzt erstieg er das Gitter, das den Garten des Hotels vom Boulevard trennte, und verlor sich dann...

Ich schwankte auch jetzt noch, trotz des offensichtlichen Beweises, ob ich Alarm schlagen sollte, als meine letzten Zweifel gelöst wurden durch ein entsetzliches Nöcheln, das aus dem offen gebliebenen Fenster herauskam.

So war es nicht mehr erlaubt, länger zu zögern, ich sprang an den Alarmapparat und

schrie das furchtbarste hinein. Im Nu war alles auf den Beinen, Leute im Nachtkostüm kamen zu einander, fragten sich aus, schrieken in allen Sprachen, und blieben schließlich stumm und starr vor einer Tür stehen, die der Hausverwalter umsonst mit einem Nachschlüssel zu öffnen versuchte; sie war von innen verriegelt.

Man mußte sich dazu entschließen, sie gewaltsam zu öffnen. Denn, wenn auch die Polizei sofort avertiert war, konnte man den Verwundeten nicht ohne Hilfe lassen.

Man drückte dagegen, das Schloß kracht, die Tür geht auf — ein Druck auf den elektrischen Knopf, und Licht erfüllt plötzlich den Raum...

Welch ein Anblick!

Auf dem Teppich liegt, mit gekreuzten Armen, auf dem Rücken, der Marquis, mit einer furchtbaren offenen Wunde am Hals, durch welche eben das Leben entflohen ist. Denn schon hört das Nöcheln auf, noch einige Zuckungen, es ist das Ende.

Kurz darauf erschien der Kommissar, der alle sich entfernen hieß, ausgenommen den Arzt, dessen Beistand ihm nötig war zu den ersten Feststellungen, und mich, den einzigen Zeugen, dessen Aussage er aufnahm.

Sie konnte nur kurz sein; denn ich glaubte für einen vertraulichen Augenblick dem Untersuchungsrichter die etwas eigentümliche Bewandnis aufsparen zu sollen, die es mit dem „Mann mit den glänzenden Augen“ hatte.

Ich war schon daran mich zu entfernen, als der Direktor des Hotels mit dem Kammerdiener des Marquis, Jvon Labrice, zur Gruppe kam, welcher letzterer, da er in einem abgelegenen Teil des Hauses wohnte, die Nachricht soeben gehört hatte.

Es war ein Bretonne, geboren in Landéan, und seit einem Viertelfahrhundert in der Familie. Eine merkwürdige Bedientenfigur aus der Provinz, an alte Zeiten erinnernd. Nichts vom Diener mit wohlgepflegtem Außern, zugleich verschmitzt und demütig. Eine knochige Gestalt, eher einem Bauern gleichend, ohne Uniform, so stand er da.

Als er die Schwelle übertrat und den entseelten Körper wahrte, sah man nur ein Zeichen des Schmerzes an ihm, nichts weiter,

aber wie ergreifend in seiner tragischen Kargheit! Stumm, in sich gekehrt, mißtrauisch, dem Richter zugewandt, hörte er die Fragen, um darauf zu antworten in einer Sprache voller Kehllaute, korrekt, ruhig, wie ein Mensch, der mit den Worten geizt, deren Wert er wiegt. Es ergab sich folgendes:

Der Marquis war verwitwet und hatte vom Tode seiner Frau immer noch einen Kummer im Herzen, dessentwegen er an der Riviera Zerstreuung suchen kam. Sein intimes Leben bot in keiner Weise Anlaß zur Kritik. Er hatte weder ein Verhältnis noch zweifelhaften Umgang.

„Und keine Feinde?“

Der Lalai schien sich zu bestimnen, bevor er antwortete:

„Nein!“

„Sie zögerten? Warum?“

„Weil man nichts übertreiben soll. Und dann sind es Geschichten von zu Hause.“

„Wollen Sie sich erklären?“

„Wozu auch? Das geht das doch nichts an!“

Dieser Widerstand reizte den Kommissar, der nun befahl:

„Na, so reden sie doch!“

In diesem Augenblick zeigte sich auf dem verschlossenen Gesicht des Dieners ein peinliches Zucken, wohl der Ausdruck des Bedauerns darüber, daß er sich auf einen Weg hatte drängen lassen, den er zu spät als gefährvoll erkannt. Dann erzählte er gleichgültig, daß zwischen den Landéan und ihren Vettern, den Trébourg, eine Feindschaft bestand, die schon von Generationen datierte. Das hatte sich in Schikanen geäußert, die zwischen benachbarten Grundbesitzern geläufig sind.

Aber seine Haltung ließ darauf schließen, daß er nicht alles sagte, und daß noch anderes im Spiele war.

„Sie verschweigen uns einen Teil der Wahrheit!“ mahnte der Richter streng. „Sie dürfen nichts verheimlichen. . . So reden Sie doch!“

Und nun hörten wir weiter: Der Marquis hatte eine Tochter, welche während der Zeit, da er fort war, bei einer Schwester seiner Frau in Paris sich aufhielt.

Diane de Landéan, eine sehr hübsche Jung-

frau
Graf
wider
D
mu
gewi
zurü
nach
der
G
Geli
abgel
Fein
hatte
des
surd
so fu
sicher
seine
D
der n
„U
Zimm
weil
dem
ihm
„C
„S
U
vor
Carl
77 O
Und
„Z
digt
„das
den
Stre
D
mitte
richt
arzte
Be
ange
D
an
Schl
klein
schlo
sie le
miff

frau von 26 Jahren, war von ihrem Vetter, Graf Jacques de Trébourg, geliebt und erwiderte die Neigung.

Der Vater hatte mit beleidigendem Hochmut eine Anfrage des Bewerbers zurückgewiesen, und dieser hatte sich tief gekränkt zurückgezogen. Zimmerhin, als sechs Jahre nach diesem Austritt verstrichen waren, und der Graf, wohl überzeugt von der Treue der Geliebten — die hartnäckig jede andere Partie abgelehnt hatte — im übrigen jede weitere Feindseligkeit gegen ihren Vater unterlassen hatte, konnte er insgeheim hoffen, den Willen des letzteren zu beugen; es wäre demnach absurd gewesen, anzunehmen, der Graf hätte eine so furchtbare Lösung im Sinne gehabt, deren sicherster Erfolg die absolute Trennung von seiner Geliebten hätte sein müssen.

Das war auch die Ansicht des Kommissars, der nun fragte:

„Um welche Zeit war der Marquis auf sein Zimmer gegangen?“ Von wußte das nicht, weil sein Herr ihn jeden Abend entließ, nachdem er Toilette fürs Diner gemacht hatte, und ihm die ganze Zeit bis zum Morgen freigab.

„Schlief er gewöhnlich bei offenem Fenster?“

„Jederzeit.“

Und nun ein Hauptpunkt: am Nachmittag vor der Tat hatte der Marquis in Monte-Carlo gespielt und war mit einem Gewinn — 77 000 Fr.! — nach Cannes zurückgekehrt. Und jetzt war das Portefeuille verschwunden!

„Nun ja“, machte der Kommissar, befriedigt über eine so vollständige Erklärung, „das Verbrechen hat kein anderes Motiv als den Raub, das ist klar! Ein Hoteldieb hat den Streich geliefert!“

Der Staatsanwalt traf im Laufe des Vormittags ein, in Begleitung des Untersuchungsrichters, seines Schreibers und eines Gerichtsarztes.

Vor ihm war die Sicherheitspolizei von Nizza angekommen, die dringlich benachrichtigt war.

Die Inspektoren hatten sich unversehens an die Arbeit gemacht. Alle Ecken und Schlupfwinkel des Zimmers wurden bis ins kleinste durchsucht, man schraubte das Türschloß ab, das keine Spur von Gewalt zeigte; sie kamen zum selben Schluß, wie der Kommissar von Cannes.

Ehe er mich noch gehört hatte, war der Untersuchungsrichter mit seiner Meinung schon fertig. Auch für meine Vision aus dem Schnellzug, hatte er nur ein mokantes Lächeln.

Es begreift sich aber, daß die Presse das „Verbrechen im Hotel Scott“ nicht fahren ließ. Am selben Abend brachte die „Wacht“ von Nizza in einer Sondernummer einen umständlichen Bericht mit einer deutlichen Insinuation in der Richtung des Veters des Herrn Landéan. Diese Information bestand einfach darin, daß der Graf Jacques de Trébourg in Nizza wohnte, und zwar in einem Hotel an der „Promenade des Anglais“.

Die „Wacht“ meldete, Mlle de Landéan sei von vornherein verständigt worden und habe zurücktelegraphiert, sie würde am Vormittag des folgenden Donnerstag in Cannes sein.

Als die letztere ankam, befand ich mich — ich will nicht sagen: per Zufall — in der Nähe eines zum Hotel gehörigen Pavillons, wohin die Leiche zur Autopsie und Einbalsamierung gebracht worden war, in einem Aufzügezimmer im Erdgeschoß, das hinten hinausging.

Von hatte sein mögliches getan, um diesen Raum in ein Sterbezimmer zu verwandeln, und hatte die Nacht allein im Gebete beim Toten zugebracht.

Er war noch drin, als ich mich in ein Mimosegebüsch versteckte, das dazu bestimmt war, den Hausgarten abzuschließen.

Jetzt sah ich durch die halb offenstehende Tür, beim Flackerschein der Kerzen, den alten Diener, der an der offenen Bahre kniete und ohne Unterlaß den Rosenkranz durch die Finger gleiten ließ.

Endlich näherten sich Schritte, die vom Garten kamen: ich drehte mich um und gewahrte eine Gestalt mit königlicher Haltung, geführt vom Direktor; ihre Züge waren unter dem dichten Schleier nicht zu sehen. Es war Mlle de Landéan. An ihrer Seite ging ein ungefähr 30jähriger Herr von vornehmer Äußern, in dem ich ohne Mühe den Grafen Trébourg erkannte.

Er hielt in der Hand ein zerknittertes Zeitungsblatt; ein ärgerlicher Zug trübte die Physiognomie, die sonst angenehm sein mußte.

Unwillkürlich verglich ich ihn mit dem Schatten, den ich auf das Gitter zuspringen sah.

In Wahrheit schien er mir, in der Nähe besehen und bei Tag, etwas größer, und auch stärker gebaut als der andere. . . Aber kann die Nacht nicht die Erscheinung verändern. . .

Als sie am Almosengebüsch vorbei waren, zeigte der Direktor auf den Pavillon hin, indem er flüsterte: „Dort ist's!“ . . . Dann zog er sich mit ehrerbietigem Gruß zurück.

Mlle de Landéan setzte ihren Weg fort. Aber wenige Schritte von meinem Versteck entfernt, hielt sie der Graf leise an. Zu spät war ich der Indiskretion bewußt, die mich nun jedwedes Wort unterscheiden ließ:

„Diane“, stotterte er mit erstickter Stimme. „Bevor Sie diese Schwelle übertreten, müssen Sie die schändliche Verleumdung kennen, deren Ziel ich bin. Da, lesen Sie!“

Sie hob den Schleier in die Höhe. Ich war wie hingerissen. Niemals konnte ein Bildhauer schönere Blüthe träumen, um sie in Marmor auszuhaun.

Je mehr sie las, desto mehr traten ihre Brauen hervor, und Bornesröthe flammte auf dem kummervoll bleichen Gesichte auf:

„Ja.“ brachte sie hervor, indem sie ihrem Vetter das Zeitungsblatt zurückgab, „das ist schändlich! Wie kann man nur von dem nichts-sagenden Klatsch dieses dummen Jungen von Dyon so viel Weßens machen, um Sie anzuklagen. Sie, der nur hierher kam, um sich mit meinem Vater auszuföhnen, nachdem Sie wußten, daß er bereit war, nachzugeben! An seiner Wahre muß ich alles andere vor der Sorge um seinen Verlust zurückdrängen. Aber ich kann mich nicht hindern, über das Geschick zu klagen, das uns in dem Moment trennt, wo wir am nächsten daran waren, uns zu vereinigen! . . .“

„Diane? . . . Was sollen diese befremdenden Worte? . . . Wie? Jetzt, da Ihr Vater, wie Sie selbst zugeben, von seiner Feindschaft abließ und im Begriffe stand, den Graben zu überbrücken, der zwischen uns gähnte, jetzt möchten Sie diesen Graben mit Ihren eigenen Händen wieder aufstun?“

„Die Welt weiß nicht, welche Wandlung sich in den Plänen meines Vaters Ihnen gegenüber vollzogen hat! Wollen Sie, daß

man sagen könnte, ich hätte den Mörder meines Vaters geheiratet?“

„Sie wägen die Grausamkeit Ihrer Worte nicht!“

„Nein, Jacques“, schloß sie mit einer Energie, die unerschütterlich schien, „nicht einen Augenblick habe ich an Ihrer Unschuld gezweifelt, aber — so lange eine Unklarheit bestehen bleibt, so lange kann nichts die Natur unserer bisherigen Beziehungen ändern!“

„Diane!“ seufzte er niedergeschlagen, „Sie bringen mich zur Verzweiflung!“

„Kommen Sie!“ sagte sie dann in mildem Ton, indem sie ihn zum Pavillon hinzog.

Wenn es ein Schauspieler ist, dachte ich für mich, so ist er sehr geschickt, denn er hat seine Rolle ausgezeichnet gespielt; darnach überließ ich es dem Zufall, das Geheimnis des Hotels Scott aufzudecken. . .

2. Das rote Zimmer.

Über ein Jahr war verstrichen. Ich hatte durch einen Freund aus der Umgegend von Rennes erfahren, daß sich Mlle de Landéan der strengsten Trauer hingab, während der Graf seinerseits ebenfalls in der Zurückgezogenheit lebte.

So standen die Dinge, als Untersuchungen, die ich im Verlauf meiner literarischen Arbeiten anstellen mußte, mich auf folgende Stelle in einer Broschüre führten, die den Titel trug: „Die Kriege im Westen und der Aufstand der Chouans im Lande von Fougères 1793—1800.“ Ich las da:

„Die Lage im Distrikt war ziemlich heikel, als François Loisel zum Kommissar des mit der Exekutive betrauten Direktoriums in Fougères ernannt wurde. Bewaffnete Banden durchstreiften die Gegend, die sich dem Eigentum der Patrioten und diesen selber gegenüber über die heftigsten Ausschreitungen zu schulden kommen ließen, plündernd, brennend und mordend, vor keiner Frechheit zurückschreckend.

Um diesen Ausschreitungen Halt zu gebieten, wurden energische Maßnahmen beschlossen. Loisel schlug vor, gegen die Chouans falsche Chouans zu gebrauchen.

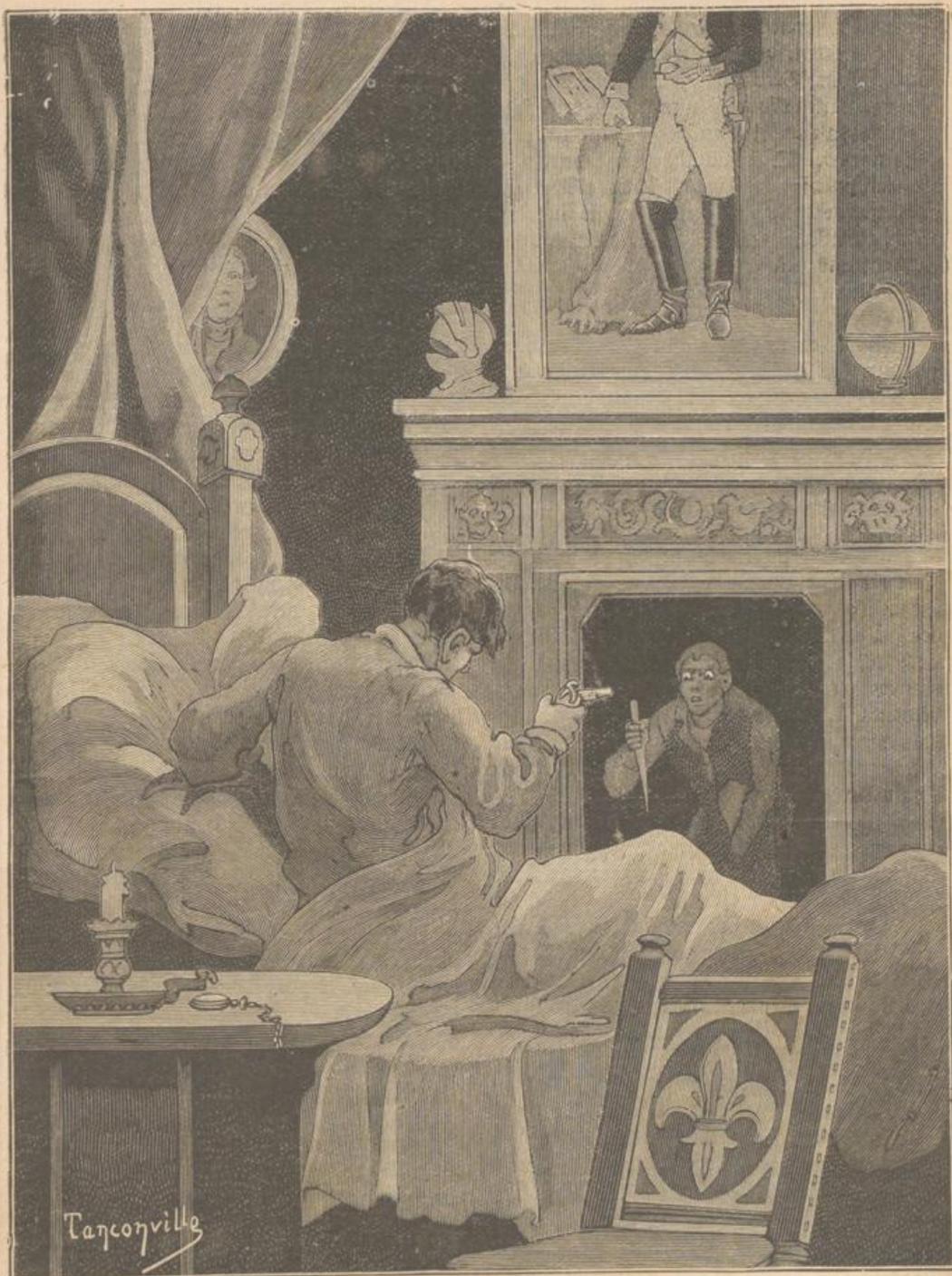
Als er dazu die Erlaubnis und die nötigen Summen erhalten hatte, sammelte er eine große Anzahl von Leuten um sich, die mit

Orber
Borte
Ener-
einen
ge-
t be-
atur
, Sie
ldem
h für
seine
r ließ
otels

hatte
von
n der
Braf
nheit

igen,
Ar-
hende
Titel
der
von
da:
eifel,
s mit
Fou-
nden
igen-
egen-
alben
und
kend.
t ge-
n be-
uans

tigen
eine
e mit



Ich zielte zwischen die beiden funkelnden Punkte, und drückte ab.

Pässen ausgestattet waren, damit sie frei im Lande zirkulieren konnten, die aber auch die Parole kannten, vermöge welcher sie imstande waren, ohne Verdacht zu erregen, mit den bisher unauffindbaren und unangreifbaren Verbrechern zu verkehren. Gegen eine Prämie, die je nach der Qualität abgeschätzt wurde — für die Einlieferung eines flüchtigen Adelfigen z. B. hundert Livres — machten sie sich anheischig, die Chouans zu denunzieren und der Behörde auszuliefern.

Zu diesem Thema wird ein ganz schrecklicher Fall zitiert.

Zwischen einem Edelmann Robert de L..., genannt „Eisenkopf“, und einem Mitglied seiner Bande, Pierre L..., genannt „Blondkopf“ — man verzeihe, wenn wir nur die Anfangsbuchstaben geben, da diese Familien noch nicht ausgestorben sind — gab es eine Rivalität wegen einer Schönen, die nur die „Wölfin“ hieß und fremd war im Lande, die aber aus adeligem Geschlecht sein sollte. Diese Dame hatte nun Pierre L... ausgezeichnet, indem sie ihn heiratete... Dafür hatte dann der „Eisenkopf“ genannte bei Gelegenheit einer nächtlichen Versammlung im Walde mit Hilfe von wahren oder falschen Beweisen seinen Nebenbuhler dahin überführt, daß er Loisels Korps der falschen Chouans angehörte, und L... wurde durch die aufgehezte Bande zum Tod verurteilt.

Es ist grausig, zu erzählen, daß der Unglückliche mit einem Dolch durch den Hals an einen Baumstamm geheftet wurde, wo man ihn eines langsamen Todes sterben ließ!

Dies trug sich zu in der Nacht vom 4. auf den 5. Ventöse — vom 22. auf den 23. Februar 1799.

Bald darauf wurde das Versteck Eisenkopfs durch die Witwe angezeigt, und jener in Louvigné erschossen.“

Wie ein Blitz durchzuckte es mich.

Die Hinrichtung des falschen Chouans hatte am selben Tag stattgefunden, wie das Verbrechen im Hotel Scott!...

Hier wie dort hatte ein Dolchstich durch den Hals das Opfer ans Holz geheftet.

Der Anfangsbuchstabe — de L... — des Mörders von Fougères war zugleich derjenige des Marquis de Landéan!..

Aus dieser dreifachen Übereinstimmung, die kaum nur Zufall sein konnte, ergab sich nur eine bestimmte Folgerung, und zwar diese:

„Eisenkopf“ war ein Marquis de Landéan, „Blondkopf“ ein Vorfahr des „Mannes mit den glänzenden Augen“. Und dann war das Verbrechen im Hotel Scott nur der Epilog einer mehr als hundertjährigen Blutrache.

Wie konnte ich aber diesen Sonderling entdecken?

Dazu war es nötig, daß ich ihn demaskierte. Aber wie?

Da hatte mir mein Dokument nicht nur für „Eisenkopf“, sondern auch für „Blondkopf“ den Anfangsbuchstaben des Familiennamens geliefert. Und da der Autor am Rande die lokale Quelle für seine Darstellung namhaft machte, nämlich die Gemeindeakten von Louvigné-du-Désert, Kantonsort im Kreise Fougères, so blieb mir nichts übrig, als jenes Gemeindearchiv zu Rate zu ziehen.

Am Vormittag des andern Tags kam ich schon in der hübschen Arbeiterstadt an, und nach dem Déjeuner verschaffte mir der Hotelier, um mich nach dem etwa 4 Meilen entfernten Louvigné zu bringen, eine mit einem robusten Gaul bespannte Viktoria.

Die Hitze war drückend und ein Gewitter im Anzug. Aber wir fuhren trotzdem ab.

Die Fahrt wäre entzückend gewesen ohne die Bleischwere in der Luft. Man drohte zu ersticken.

Gleichgültig gegen die landschaftlichen Reize schlummerte ich ein. Bldylich wurde ich durch einen brüsten Ruck aus dem Schlaf geschreckt.

Das Pferd war zusammengefallen, und der Kutscher sprang vom Bock, wobei er eine ganze Vitanei von Schimpfworten von sich gab: es war Hitzschlag!

Da war ich geliefert!

„Wie weit noch bis Fougères?“

„Noch gut zwei Meilen!“

„Ist das Landéan, das man von hier sieht?“

Ich war sofort lebhafter geworden: „Wohnt die adelige Familie dieses Namens in der Umgegend?“

„Jawohl, das Schloß liegt 2 km von hier.“

„Können Sie mir den Weg zeigen?“

„Aber gewiß! Gehen Sie nur die Straße entlang. Zuerst kommt der Flecken, und eine

halbe Meile
Sie können

Ich machte
zurück

Das
17. Jan.
13. Jan.
interessant

Ein
schmückte
hier um

halten
wickelt

Zinnen
grund

Blumen
wirkung
Eindring

Der
mit Blü-
hin. In

übrigen
stücke
Boden.

Ich gi-
zu, wo
tenmäßig

Ich
Ermor-
Erklo-

es mich
Nach

son im
schien

Reiz in
edlen K-
treten

Auf
mit der
ohne W-

kenne
etwas
mein H-
„Ich
„Au-
einem r-

Sof-
„De
Namen

halbe Meile darauf sehen Sie links die Allee. Sie können unmöglich fehl gehen."

Ich steckte dem Kutscher was zu, und machte mich, ihn jammernd bei seinem Tier zurücklassend, sofort auf den Weg.

Das Schloß, das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf den Ruinen aus dem 13. Jahrhundert wieder erbaut wurde, ist sehr interessant.

Ein alter Turm streckt den mit Epheu geschmückten Fuß in den Festungsgraben, der hier und auf der hintern Seite noch beibehalten wurde. Eine mächtige Terrasse entwickelt auf der Vorderseite die Linie ihrer Zinnen. Das Ganze, das sich auf dem Untergrund eines breiten, mit Baumgebüsch und Blumenstauden eingesäumten Rasengürtels wirkungsvoll abhebt, machte auf mich großen Eindruck.

Der Himmel bedeckte sich, mächtiges Gewölk, mit Blitzen geladen, schlich schwer am Wald hin. Dumpfes Donnerrollen hörte man übrigens schon, Tropfen wie Halbfrankstücke schlugen schon da und dort auf den Boden. Es war höchste Zeit, Obdach zu suchen. Ich ging raschen Schritts auf die Veranda zu, wo ein Diener damit beschäftigt war, Gartenmöbel ins Trockene zu bringen.

Ich erkannte Yvon, den Kammerdiener des Ermordeten.

Erkannte er auch mich? Sein Blick, ließ es mich vermuten.

Nachdem er mich in einen prunkvollen Salon im Stil Louis XIII. geführt hatte, erschien Mlle de Landéan, von imponierendem Reiz in einer tiefen Trauerkleidung, die ihre edlen klassischen Züge nur um so mehr hervortreten ließ.

Auf meine Entschuldigung antwortete sie mit den zuvorkommendsten Worten, um dann ohne Weiteres zu fragen: „Mein Herr, ich kenne Sie vom Hotel Scott?... Wüßten Sie etwas in Bezug auf den Mörder?... Bitte, mein Herr, erklären Sie sich!“

„Ich bin ihm auf der Spur.“

„Auf seiner Spur?“ wiederholte sie mit einem unbeschreiblichen Akzent.

Sofort begriff ich die geheime Bellemmung:

„Der Schuldige ist nicht der Cavalier, dessen Namen durch den unverantwortlichen Leicht-

sinn eines Blattes von Nizza in den Vordergrund gerückt wurde.“

„Ach, was für ein Seufzer der Erleichterung!“

„Ich bin in der Lage, es zu beweisen, wenn Sie es verlangen!“ fuhr ich fort.

„O ja, sprechen sie, sprechen Sie!“

„Ich möchte Ihnen das Gelöbniß absoluter Verschwiegenheit abnehmen. — Sind Sie sicher, daß uns niemand belauscht?“

„Niemand“, antwortete sie verwundert, „meine Dienerschaft ist auf die Hochzeit des Sohnes eines meiner Pächter gegangen, ich habe nur den alten Yvon hier...“

„Sie werden mit einem Wort die Gründe meines Mißtrauens ermessen, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen sage, daß der Mörder Ihres Vaters hier im Lande ist...“

„Sie machen mir Angst!“

„Da hören Sie!“

Und ich schilderte ihr meine Vision im Nachtschnellzug und die Entdeckung der Urkunde.

Sie hatte mich ganz verblüfft angehört, ohne mich zu unterbrechen. Einen Augenblick blieb sie nachdenklich. Dann hob sie den Kopf:

„Das kann unglaublich erscheinen, und doch darf man an der Tatsache dieser Vendetta nicht zweifeln... Hören Sie nun mich zur Sache: Mein Großvater und mein Urgroßvater sind, dreißig Jahre von einander, dem gleichen Jagdunfall erlegen; eine Kugel hatte sich verloren, sagte man... Ich weiß darüber das Nähere durch meinen armen Vater, der also, wie sie sagen, den Schlichen des Erbfeindes zum Opfer gefallen wäre.“

„Man kann noch weiter gehen, gnädiges Fräulein. Wie sind Sie denn mit Herrn de Trébourg verwandt? Auf welchen gemeinsamen Stamm gehen die beiden Familien zurück?“

„Robert Eisenkopf vereinigte auf sich die beiden Titel eines Marquis de Landéan und eines Grafen Trébourg. Nach seinem Tode verteilten sich diese Titel, der erstere ging auf den ältern Sohn über, der letztere auf den jüngern.“

„So daß der Nachkomme des „Blondkopfs“, wenn er den Marquis de Landéan ermordete und den Grafen Trébourg aufs Schaffot brachte, mit einem Schlage den beiden Sprößlingen eines ihm verhassten Geschlechtes den Kopf abschlug!“

Diane erzitterte beim Gedanken an diese sekuläre Rache, die schließlich ihr selber geheimnisvoll drohte.

„Aber wer ist es denn, dieses Gespenst!“ rief sie, ganz außer sich, mir zu. „Wer ist es? Unter welcher bekannten oder unbekanntem Maske verbirgt er sich?“

„Diese Maske, gnädiges Fräulein, muß morgen schon fallen, denn, wie schon gesagt, werde ich morgen aus dem Archiv von Louvigné den Namen des „Mannes mit den glänzenden Augen“ erfahren. Noch am selben Abend wird das Gericht verständigt, und der Glende außerstand gesetzt, fernerhin Unheil zu stiften.“

„Ach, wie dankbar wäre ich Ihnen, mein Herr!... Mein Vater gerächt!.. Und auch wieder Sicherheit im Haus! Jetzt begreife ich, warum Sie zu Anfang Ihrer Ausführungen so vorsichtig waren! Wer weiß, ob dieses Ungeheuer nicht um mich herum lebt?“

In diesem Moment nervöser Spannung schnellte sie plötzlich in die Höhe, und wir hörten beide, sie und ich, deutlich ein Krachen.

Wir sahen einander an, mit erdfahlen Gesichtern...

Mit dem Finger in der Richtung der Tür zeigend, hauchte Mlle de Landéan:

„Hier... hier ist er!“

Schon war ich auf die Tür losgesprungen und hatte sie heftig aufgemacht.

Aber ich sah nichts, gar nichts!

Ich lief ans Ende des Ganges, ich untersuchte den Hausflur.

Die Vorhalle war leer wie der Korridor.

Und doch! Unmöglich konnten wir beide zu gleicher Zeit durch dieselbe Illusion getäuscht worden sein.

Das Abenteuer komplizierte sich. Die Dame drückte auf den elektrischen Knopf, und Yvon erschien. „Hast du niemand gesehen?“ Auf dem friedlichen Gesicht des alten Dieners zeigte sich Erstaunen: „Sie wissen doch, gnädiges Fräulein, daß wir allein im Hause sind!“

„Warst du auf der Terrasse?“

„Ja, ich bringe Stühle herein, die sonst Schaden leiden.“

„Gut, geh' wieder zu deiner Arbeit.“

Die Gleichgültigkeit und Ruhe ihres alten Dieners hatten sie wieder etwas beruhigt.

Sie brach in ein lautes Lachen aus: „Ich werde verrückt! Schon sehe ich überall Ihren „Mann mit den glänzenden Augen!““

„Eine ansteckende Verrücktheit, da ich sie mit Ihnen geteilt habe. Aber ich glaube, es ist das geratenste, diese Gespensterfurcht abzuschütteln, da schon morgen das Gespenst aufgehört wird, fürchtbar zu sein, wenn es von zwei Gendarmen flankiert wird.“

Jetzt zog gerade das Gewitter heran, mit Donneregepolter und rasendem Galopp, wobei es die Fensterscheiben mit einer Witraille von Hagellörnern bewarf.

„Wenn ich Sie bei diesem Wetter ziehen ließe, welche Erinnerung nähmen Sie von meiner Gastfreundschaft mit? Warten Sie, bis mein Chauffeur zurück ist; er wird Sie in Ihr Hotel zurückbringen!“

„Ihr Chauffeur, gnädiges Fräulein, ist — hm! — auf einer Hochzeit, und ich riskiere sehr...“

„Höchstens riskieren Sie, hier dinieren zu müssen.“

Bei einem ausgezeichneten Diner — denn die Köchin, die peinlich auf die Etikette hielt, war zurück, nicht aber der Chauffeur — wollte die Unterhaltung gar nicht in Fluß kommen, trotz meiner Anstrengung, sie zu animieren. Es drückte auf sie die unsichtbare Anwesenheit eines Gastes, der nicht geladen war...

Derweil hatte das Gewitter, weit davon entfernt, sich im Toben erschöpft zu haben, beim Dessert seinen Höhepunkt erreicht. Und dazu eine wahre Sintflut!... Das war aber für den Chauffeur noch immer keine Einladung zur Heimkehr.

Mademoiselle erriet meine Unruhe. Sie befohl dem Diener, der gerade zurückkam: „Yvon, mache für unsern Gast das rote Zimmer zurecht!“

Ich stand der Türe zugekehrt. Der Alte erhob den Kopf in meiner Richtung. Unserer Blicke trafen sich. Nur eine Sekunde, und es war schon vorbei. Aber es genügte, um ein gewisses Unbehagen in mir zu erzeugen. Diese Flamme lohte nur auf, um ebenso jäb wieder zu verschwinden.

Muß ich nun den Verdacht, der in mir aufstieg, der fürchtbare Verdacht, den ich mir kaum selber flüsternd zu gestehen wagte, laut

formuliert
treue D
ein zah
„Wölfi
„Wirtin
teilen.

Als
geführt
und mie
der Ber
im gek
paar pr
herunte

„Sch
„Zie
„Nu
im Sp
Ihr B
Macht

„Da
Fräule

„Da
Und
in der

„S
„Da
im Sch
scheinu
Sie in
allein
oder d
daß m
mit ein
der sein
listet

„M
klugen
Ich
sie zu

Wä
Gemä
voran
währe
bürger
schen f
nicht

ins K
spenst
Un

Un

Un

Un

Un

Un

Un

formulieren? Sollte dieser Yvon, der gute alte treue Diener, am Ende nichts anders sein als ein zahmer Wolf — ein Wolf, Sohn der „Wölfin“? Ich hütete mich natürlich, meiner Wirtin die beunruhigende Vermutung mitzutheilen.

Als sie mich aber in einen kleinen Salon geführt hatte, der als Rauchzimmer diente, und mich absolut nicht allein lassen wollte, mit der Versicherung, der Rauch belästige sie nicht im geringsten, erblickte ich an der Wand ein paar prächtige Pistolen. Ich nahm die eine herunter, prüfte sie und ließ den Hahn knacken.

„Schießen Sie gut, mein Herr?“

„Ziemlich.“

„Nun wohl,“ fuhr sie, halb im Ernst, halb im Spaß fort, „nehmen Sie diese Pistole auf Ihr Zimmer und legen Sie dieselbe in der Nacht unter Ihr Kopfkissen!“

„Das wäre unnütze Vorsicht, gnädiges Fräulein, denn die Waffe ist nicht geladen!“

„Daran soll's nicht fehlen...“

Und sie zog eine Schublade vor mir auf, in der sich reichliche Munition befand.

„Sie machen Spaß?“

„Doch nicht! Bedenken Sie, daß ich Sie im Schloßthurm einlogiere, einem düstern Erscheinungen sehr günstigen Raum, und daß Sie in Abwesenheit meiner Dienerschaft die alleinige Garnison des Places darstellen, oder doch fast allein, denn ich glaube nicht, daß mein armer Yvon der Mann wäre, sich mit einem so gefährlichen Gegner zu messen, der seine Wachsamkeit übrigens ja schon überlistet hat.“

„Nun also, gnädiges Fräulein, ich folge so klugem Rat.“

Ich lud die Waffe sehr sorgsam und steckte sie zu mir.

Während der Bursche durch die Flucht der Gemächer, den Leuchter in der Hand mir voranging, und mich auf mein Zimmer führte, während er mich in natürlichstem Tone, mit bürgerlicher Gemütlichkeit nach meinen Wünschen für das erste Frühstück befragte, war ich nicht weit davon entfernt, meinen Argwohn ins Lächerliche zu ziehen und mich als Gespensterseher und Angstmeier zu traktieren.

Und doch, als ich mich allein im „Roten

Zimmer“ befand — Welch eine Macht haben doch die Worte auf die Einbildung! — kam die lächerliche Angst wieder über mich und wollte nicht weichen. Ohne zu wollen ging ich auf die Hintergründe ein. Der böse Blick, mit dem der Diener mich getroffen, ließ mich nicht in Ruhe, dieser Blick, aus dem ich jetzt erst, mit mir allein, wenn ich ihn analysierte, Angst und Haß, Drohung und Verachtung herauslas!

Warum hätte ich ihm gegenüber das verdient, wenn ich nur der einfache Reisende gewesen wäre, ein gleichgültiger Fremder, der durch Zufall ins Haus kam? Welches unerwartete Licht kam jetzt über diese düstern Züge, über dieses Wesen einer Sphinx mit ihren unnahbaren Geheimnissen und ihren abgründigen Meerestiefen! Nein, es war kein Zweifel mehr möglich, dieses Janusgesicht war einerseits der harmlose Yvon; andererseits „der Mann mit den glänzenden Augen“! Und die Folge war, daß ich im „roten Zimmer“ regelrecht auf Rundschaft ging. Das Zimmer verdiente seinen Titel durch die dominierende Farbe seiner Tapeten. Im Übrigen stellte es sich dar als einen Rundbau, der einen ganzen Stock des Turms einnahm, der entsprechend weit und hoch, und vom Fußboden bis an die Decke mit poliertem Eichenholz getäfelte war, welches durch das Alter einen Mattglanz bekommen hatte, wie das aus der Zeit der allgemeinen Restauration stammende massive und sehr schöne Mobiliar.

Im Ganzen machte es reichen, aber düstern Eindruck, was mich in meiner momentanen Stimmung nicht besonders erfreute. War ein Überfall möglich, und woher dann?

Wie gesagt, stand die Basis des Turms im alten Festungsgraben. Gezahnte Eisenstäbe und Läden, die von innen schlossen, schützten die fünf Fuß tief in der Mauer liegenden Fensterlulen. Von dieser Seite her konnte also, selbst wenn man ein Erklettern des Turms voraussetzte, eine Gefahr nicht drohen.

Ebenso wenig von der Türe her, die außer einem Schloß mit zwei mächtigen Riegeln geschützt war, die ich vorzuschieben mich beeilte.

Das Getäfel endlich gab in der ganzen Runde einen vollen Ton, ein Beweis, daß es dicht an die Mauer sich schloß; hier konnte sich

also irgend ein geheimer Zugang nicht verbergen.

Nur das Kamin stößte mir Mißtrauen ein. Es war ganz aus Granit, aus diesem kleinen, feinkörnigen Granit, den man aus dem benachbarten Steinbruch von Louvigné gewann. Von monumentalem Umfang überdachte der mit einem einfach geschmückten Reif umränderte Kaminschoß einen Herd, indem unsere Pariser Architekten eine ganze Küche untergebracht hätten.

Nun ist bekannt, daß in zahlreichen dieser Kamine ein Versteck sich findet, ähnlich dem, in welchem die Herzogin von Berry ertappt wurde, von dem aus, sei es nach oben oder sonstwie ins Freie gelangt. Außerdem wurde der Hintergrund des Herdes durch eine enorme Eisenplatte gebildet, auf welcher in Relief das Wappen der Landéan prangte. Im Gegensatz zum Getäfel gab diese Platte einen hohlen Ton von sich...

Das konnte also eine Tür sein, wodurch der Feind sich am Ende hereinschlich...

Darum sah ich im Kamin den schwachen Punkt meiner Festung. Da es aber am andern Ende des Zimmers, gegenüber dem Bett war, nahm ich mir vor, es von meiner Lage aus, so viel als möglich, zu überwachen.

Es versteht sich von selbst, daß ich mich erst ins Bett drückte, nachdem ich die wohlgeladene Waffe unters Kopfkissen gesteckt hatte.

Lange wurde ich wachgehalten durch die nervöse Erregung, verursacht durch die Sensationen im Gefolge meiner Entdeckung von diesem Abend, durch das Warten auf etwas, das ich vielleicht noch mehr wünschte als fürchtete. In dieser fieberhaften Spannung starrte ich auf das geheimnisvolle Loch dieses rußigen Kamins, worin das Grollen ferner Donner erstarb, und von wo aus immer spärlicher fahler Wetterschein aufleuchtete.

Endlich hörte das Gewitter ganz auf, und ich schlummerte ein, aber nur wie ein Gendarm, einem Halbschlaf, in welchem durch eine merkwürdige Verdoppelung unseres Wesens der Geist fortfährt, Wache zu halten über den eingeschlafenen Körper.

Welche Stunde mochte es sein, als ich durch diese Hälfte meiner selbst, die meinen Schlaf überwachte, geweckt wurde, mit dem Eindruck, irgend ein Krachen gehört zu haben.

Es war stockfinster, rings um mich her Totenstille...

Einen Augenblick — wie unendlich schien er mir! — lag ich da auf den Ellenbogen gestützt, den Hals starr gespannt, die Augen mit aller Gewalt auf die undurchdringliche Finsternis gerichtet, mit dem Ohr auf das geringste Geräusch lauernd, in Erwartung der kommenden Dinge...

Würde das Ungeheuer nun wirklich erscheinen?... Warum nicht?... So viele Gründe gab es dafür, daß man sich meiner entledigen mußte. Und — wer weiß! — kroch es nicht schon zu meinem Bett hin, unsichtbar für mich, während es mit seinen Kaugen, deren Flamme er dämpfte, alle meine Bewegungen verfolgte?... War dieses schlürfende Geräusch nicht schon vom Gang über den Teppich hergekommen?...

Ah, diese Unsicherheit, fürchtbarer als die fürchtbarste der Wirklichkeiten!... In diesem Moment, ich gestehe es, machte ich Bekanntschaft mit der Furcht, mit der schändlichen Furcht der Feiglinge, jener unsinnigen Furcht, welche die Haut kräuselt und eisigen Schweiß auf den Schläfen hervorbringt. Ich hätte, wie die Schläge der Uhr, die meines aus dem Gefüge geratenen Herzens zählen können...

Und nun wiederholte sich das Krachen, aber diesmal war kein Zweifel — es kam vom Kamin her!...

Ich war nicht das Opfer einer Täuschung gewesen. Die Gefahr wurde deutlicher. Der Feind zeigte seine Annäherung an...

Die Unmittelbarkeit der Gefahr brach den Bann, der meinen Mut lähmte, ich war augenblicks wieder im Vollbesitz der Mittel, um mich zu verteidigen, Geistesklarheit und Kaltblütigkeit waren zurückgekehrt.

Ganz leise und unmerklich glitt meine Hand unter das Kopfkissen. Ich ergriff den Revolver, richtete mich langsam auf, und richtete den Lauf der Waffe dorthin, woher der vermutliche Angriff kommen mußte. Ich war ganz ruhig, die Hand zuckte nicht, und so wartete ich...

Plötzlich, ohne daß irgend ein Geräusch mich auf die schreckliche Erscheinung vorbereitete, sah ich, nur einige Meter noch vor mir, in der Finsternis zwei feurige Löcher...

Da war jeder Irrtum ausgeschlossen, er

war's,
und au
mit den

Der
verlore
funkeln
— ein
Körper

Als
brauch
zuerke
von ih
mals,
Mei

Als
war id
Verleg
Hat

nicht se
Wie ab
und w
war, k
geberin

Schau
sie lei
lassen
Zu

drauß
liche G
lehrte.
Du

Halle,
losen
Schre
einen

ste w
meine
über a
dazu

die S
Di
dem
voller
wenn

Ich k
ganz
schone
S
war i
Un

war's, das Gespenst aus dem Nachtschnellzug und aus dem Hotel Scott — mein „Mann mit den glänzenden Augen“!

Den Bruchteil einer Sekunde, und ich war verloren!... So zielte ich zwischen die beiden funkelnden Punkte, und drückte ab. Ein Krach — ein dumpfes Geräusch vom Fall eines Körpers — ich hatte ins Schwarze getroffen...

Als das Kerzenlicht angezündet war, brauchte ich um den alten Schurken wiederzuerkennen, nicht erst die schwarze Tuchmaske von ihm abzuziehen, mit der er sich, wie damals, das Gesicht bedeckt hatte.

Meine Kugel hatte ihn auf der Stelle getötet. Als ich mich aber in Eile angekleidet hatte, war ich in größter Unruhe, in der grausamsten Verlegenheit.

Hätte der Glende, bevor er an mich ging, nicht schon ein erstes Opfer auf dem Gewissen?... Wie aber konnte ich mich davon vergewissern, und wie, wenn meine Befürchtung grundlos war, konnte ich meine lebenswürdige Gastgeberin von dem Drama unterrichten, dessen Schauplatz das Haus war, und über das ich sie keinen Augenblick länger ohne Nachricht lassen durfte?

Zum Glück hörte man gerade jetzt von draußen rufen und lachen... Es war die fröhliche Gesindeschar, die von der Hochzeit zurückkehrte.

Durch Gänge und Stiegen stürzte ich in die Halle, ihnen entgegen, nicht ohne die ahnungslosen Leute in Bestürzung, gemischt mit Schrecken, zu versetzen. Nicht nur machte ich einen wenig zuverlässigen Eindruck, sondern sie wußten ja auch nicht das geringste von meiner Gegenwart, und erst als ich mich hierüber ausführlich erklärt hatte, war eine Frau dazu zu bringen, daß sie in meinem Auftrag die Schloßherrin weckte.

Die schöne Diane kam, in der Eile nur mit dem Morgenrock begleitet, herangelaufen, voller Angst und die Wirklichkeit ahnend, wenn auch nicht in ihrem wesentlichen Teil. Ich konnte mich erst entschließen, ihr diese ganz zu entdecken, nachdem ich sie in der schonendsten Weise darauf vorbereitet hatte.

Sie wollte es nicht glauben, so unerwartet war ihr das Abscheuliche!

Um sie davon zu überzeugen, daß es sich

um den Mörder ihres Vaters handelt, mußte ich sie einladen, mir ins rote Zimmer zu folgen. Hier mußte sie wohl ihre Zweifel schwinden lassen!

Es war eine erschütternde Szene, die ich mir zu schildern versagen muß.

In aller Frühe benachrichtigt, war das Gericht am Morgen schon zur Stelle.

Man hatte den Körper „in seinem Zustand“ belassen. Am Hals befand sich ein Täschchen, in dem ein Pergament lag, und darauf in bretonischer Sprache einige Zeilen, die in der Übersetzung folgendermaßen lauten:

„Ich vermache meinen Kindern und Kindeskindern, und jenen, die ihnen geboren werden, die heilige Pflicht, meinen Gatten, Pierre Labrice, ihren Vater und Ahn zu rächen, den der Marquis Robert de Landéan selge erwürgt hat, nachdem er versucht hatte, ihn als einen Verräter an der Sache zu denunzieren — und zwar, um sich dafür zu rächen, daß dieser von mir ihm vorgezogen wurde. Landéan! Landéan! Im Begriff, aus der Welt zu scheiden, verfluche ich dich und weihe dich und die deinen, bis zur Vernichtung deines Geschlechts, der Blutrache meiner Kinder! Sei verflucht, und mit dir deine Nachkommenschaft, in alle Ewigkeit!

Anne Marie Labrice.“

Das war das Testament der „Wölfin“, getreu befolgt von ihren Sprößlingen, denn schon hatten drei Geschlechter der Landéan mit ihrem Blut das Verbrechen ihres Ahnherrn bezahlt, und es fehlte nicht viel, so wäre das Vernichtungsprogramm, das von der rachesüchtigen Witwe des Chouans den Erben ihres Hasses gesteckt worden war, als zum letzten erfüllt worden.

Den Epilog dieser tragischen Geschichte errät man ohne Mühe. Trébourg und Landéan, die so lang von einander getrennten Zweige, sind wieder zum gemeinsamen Stamm gekommen. Aus dieser fruchtbaren Vereinigung zieht der alte Stamm neuen Saft, er grünt aufs Neue und treibt mächtige Sprößlinge, geschützt vor den Nachstellungen des Dämons, der auf immer verschwunden ist, mit dem letzten Nachkommen der „Wölfin“, dem „Mann mit den glänzenden Augen“.

Maxime Aubouin.